

Vom Zweiten Kaiserreich in die Weimarer Republik: Die Ära Schuchhardt

Wilfried Menghin



Abb. 1: Carl Schuchhardt im Jahre 1886. Foto: C. Humann.

Carl Schuchhardt trat das Amt des Direktors der Vorgeschichtlichen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde am 1. April 1908 im 49. Lebensjahr an (Abb. 1). Zu diesem Zeitpunkt war er ein schon lange anerkannter Gelehrter, honorierter Museumsdirektor und erfolgreicher Ausgräber, der eine bedeutende Rolle im Zusammenhang mit der Organisation der prähistorischen Archäologie an der

Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gespielt hatte.¹ Der am 6. August 1859 als ältestes Kind angesehenen Bürger in Hannover geborene Carl Schuchhardt² studierte von 1877 bis 1882 Philologie und Klassische Archäologie an den Universitäten in Leipzig, Göttingen und Heidelberg.³ Vor allem in seiner Heidelberger Zeit bis 1883 traf er im dortigen Philologischen Verein auf einen Kreis von Altertumskundlern und seine berufliche Entwicklung prägende Persönlichkeiten wie die Professoren Friedrich von Duhn (1851–1930) – seinetwegen wechselte Schuchhardt von Göttingen nach Heidelberg – und Karl Zangemeister (1837–1902). Während seiner Studienzeit und vor seiner kurzzeitigen Berufung in den badischen Schuldienst finanzierte Schuchhardt seinen Lebensunterhalt als Nachhilfe- bzw. Privatlehrer in Latein, Französisch und Englisch, wobei sich für ihn längerfristige Aufenthalte in Zürich, Planegg bei München, Spa, Lüttich, Antwerpen und, nach einem ersten Kurzaufenthalt in Berlin 1883 mit der Besichtigung der Antikensammlung, in Tirol ergaben.⁴

Wanderjahre

Der am 16. Dezember 1882 in Heidelberg mit der Dissertation „*Andronici Rhodii qui fertur libelli PERI PATHON, pars altera de virtutibus et vitiis*“, promovierte,⁵ und Ostern 1883 staatlich examinierte Philologe Carl Schuchhardt ließ sich nach nicht einmal einem halben Jahr vom Schuldienst im Großherzogtum Baden beurlauben, wo ihn seine mit monatlich 120 Mark vergütete Tätigkeit speziell am Realgymnasium in Karlsruhe verdrossen hatte. Er verdingte sich ab Januar 1884 für zwei Jahre als Privatlehrer beim Fürsten Bibesco in Rumänien. Dort unterrichtete er für ein Jahresgehalt von 3.000 Goldfranken⁶ bei freier Logis auf Gut Epureni, nahe Berlad in der Moldau, die beiden Prinzen und fungierte

¹ Vgl. Krämer 1978; Ament 2000; Becker 2001.

² Rodenwaldt 1950/51.

³ Zur Studienzeit 1877–1882 vgl. Schuchhardt 1944, 8–57.

⁴ Schuchhardt 1944, 57 f.

⁵ Gedruckt in Darmstadt 1883. Schuchhardt wurde im Hauptfach Archäologie und im zweiten Nebenfach Alte Geschichte von Wachsmuth, sowie im ersten Nebenfach Klassische Philologie

von Schöll geprüft: Universitätsarchiv Heidelberg H-IV-102/100, fol. 94–105. fol. 94; freundliche Mitteilung Dr. H. W. Kessler, Heidelberg.

⁶ Zum Vergleich: Das Dienststeinkommen eines Direktors bei den Königlichen Museen zu Berlin betrug 1887 maximal 6.000 Mark jährlich: Pallat 1959, 204; 219.



Abb. 2: Schuchhardt als Assistent von Humann 1887 auf der Ausgrabung in Pergamon. Von rechts nach links: C. Schuchhardt, C. Humann, A. Conze, E. Fabricius(?), R. Bohn. Foto mit frdl. Genehmigung des DAI Istanbul.

zugleich als „Gesellschafter“ des Fürsten. Das hervorragende Verhältnis zu seinen Herrschaften (die Fürstin: „*Sie sind unser verehrter Gast*“)⁷ ermöglichte es dem 25jährigen Schuchhardt, sich in den Ferien intensiv um archäologische Probleme zu kümmern.

So reiste er auf Anregung von Karl Zangemeister, dem Heidelberger Altphilologen, Epigraphiker, Bibliotheksdirektor, ordentlichen Honorarprofessor und engagierten Limesforscher, über Bukarest, wo er auf Vermittlung der Bibescos vom rumänischen König empfangen wurde und im Museum mit den örtlichen Wissenschaftlern konferierte, in die Dobrudscha, um dort eine erste Aufnahme der sogenannten Trajanswälle erfolgreich durchzuführen. Weitere Reisen führten ihn auf den Spuren der Römer in die Walachei und nach Siebenbürgen.⁸

Aufgrund der archäologischen Prospektionen in Rumänien und deren wissenschaftlicher Anerkennung durch

Theodor Mommsen (1817–1903),⁹ kam Schuchhardt 1886/87 in den Genuss des Reisestipendiums des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts (heute Deutsches Archäologisches Institut), das ihn nach Kleinasien, Griechenland und Rom führte. Bei seinem fast einjährigen Aufenthalt als Assistent in Pergamon (Abb. 2) lernte er so bedeutende Ausgräber wie Carl Humann¹⁰ und Alexander Conze (1831–1914), bis 1887 Direktor der Antikensammlung der Königlichen Museen in Berlin, dann Generalsekretär des Archäologischen Instituts, sowie Wilhelm Dörpfeld (1853–1940) kennen, unternahm in dieser Zeit mehrere topographische Exkursionen in Kleinasien und traf im Januar 1887 auch Heinrich Schliemann (1822–1890) in Athen, wo er sich mit der Vorbereitung der von Brockhaus beauftragten Publikation über die Ausgrabungen in Troja befasste.

Von Oktober 1887 bis Juni 1888 war Schuchhardt im Werkvertrag bei den Königlichen Museen in Berlin

⁷ Schuchhardt 1944, 69 ff.

⁸ Schuchhardt 1944, 83 ff.

⁹ Theodor Mommsen war seit 1859 Beamter und später Sekretär der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, ab

1861 politisch einflussreicher Ordinarius für Römische Geschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.

¹⁰ Schuchhardt/Wiegand 1930, 105.

beschäftigt, wo er täglich zwischen 10 und 15 Uhr in einem provisorischen Gelass im Säulenumgang des Neuen Museums (die Sammlung nordischer Altertümer unter Leitung von A. Voß war erst kurz vorher von dort ausgezogen) neben der Nationalgalerie einen Zettelkatalog für die Pergamon-Publikation anlegte.

Während des zehnmonatigen, wissenschaftlich und persönlich anregenden Aufenthalts hatte Schuchhardt Gelegenheit, Einblicke in den Berliner Wissenschaftsbetrieb und in die Königlichen Museen unter ihrem Generaldirektor Richard Schöne¹¹ zu bekommen sowie vorteilhafte Bekanntschaften zu machen, die über Jahrzehnte wirksam blieben.¹²

Erstaunlicherweise erwähnt er in seiner Autobiographie für die fragliche Zeit aber weder das kurz zuvor eröffnete neue Völkerkundemuseum an der Königsgrätzer Straße beziehungsweise die gerade zu dieser Zeit wissenschaftlich virulente und einflussreiche Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte oder das 1874 gegründete Märkische Provinzialmuseum, noch Adolf Bastian, Albert Voß, Ernst Friedel (1837–1918) und schon gar nicht Rudolf Virchow,¹³ so als ob ihn diese von Naturwissenschaftlern dominierte Prähistorie als (Klassischen) Archäologen in Berlin nichts angegangen wäre.

Der weitere Berufsweg des mit 29 Jahren schon relativ bekannten klassischen Archäologen Schuchhardt war zu diesem Zeitpunkt offen. Die Universitätslaufbahn – es waren Freiburg und Leipzig im Gespräch – hätte er nur ungern eingeschlagen, weil ihm der Kontakt mit dem Original wichtiger war und er „*nicht täglich Weisheiten speien [wollte] über Dinge, die man nur nur einmal alle zehn Jahre vor Augen bekommt*“, wie sein Freund und Lehrer Georg Loeschcke (1852–1915) des Öfteren klagte.¹⁴ Zufällig erfuhr er vom Bau des Kestner-Museums in Hannover, für das ein Direktor gesucht wurde. Mit Unterstüt-

zung Conzes, ebenfalls gebürtiger Hannoveraner,¹⁵ bemühte sich Schuchhardt um die deutschlandweit vor allem von Kunsthistorikern begehrte Stelle,¹⁶ wobei schließlich Wilhelm Bode, der schon damals einflussreiche Direktor der Skulpturensammlung der Königlichen Museen, wohl die Fäden in der Hand hielt.¹⁷

Aus welchen Gründen auch immer – Bode hatte Schuchhardt nach dessen Aussage in Berlin nur einmal zu Gesicht bekommen – protegierte er den hoffnungsvollen Jungarchäologen gegenüber der kunsthistorischen Konkurrenz und am 1. Juli 1888 wurde Schuchhardt mit einem Jahresgehalt von immerhin 6.000 Mark wohl bestallter Direktor des Kestner-Museums.¹⁸ Bode beriet ihn darüber hinaus noch bei der Einrichtung und Profilgebung des Museums, dessen Bestand durch zwei bedeutende Privatsammlungen mit Schwerpunkten ägyptische, griechische und römische Altertümer, italienische Gemälde und Majoliken sowie Kupferstiche des 16. bis 19. Jahrhunderts bzw. mittelalterliches Kunsthandwerk, altdeutsche und altniederländische Malerei, Handschriften und Inkunabeln der Buchdruckkunst geprägt waren.¹⁹

Aufgrund unzureichender Austrocknung konnte der Museumsneubau erst im Herbst 1889 eröffnet werden. Schuchhardt, frisch gewähltes ordentliches Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, nutzte die Zwischenzeit noch zu einem mehrmonatigen Studienaufenthalt im Institut in Rom und zur intensiven Weiterarbeit an seinem Schliemann-Buch.²⁰ Noch bevor es gedruckt war, reiste Heinrich Schliemann im Herbst 1889 persönlich nach Hannover, um Einblick in das Manuskript zu nehmen. Er akzeptierte es, zur großen Erleichterung Schuchhardts, ohne Einschränkungen.

Der Erfolg der Publikation²¹ veranlasste Brockhaus schon nach wenigen Wochen, eine zweite Auflage

¹¹ Pallat 1959.

¹² Schuchhardt, zu dem Pallat 1959, 196 vermerkt: „*von sonstigen bedeutenden Archäologen standen [...] Carl Schuchhardt [...] während der achtziger Jahre im Dienste der Antikenabteilung der Museen*“, scheint sich zu dieser Zeit mit seinen gleichaltrigen Kollegen auch in der zwanglosen Gelehrtenvereinigung „Kränzchen“ bewegt zu haben, zu der sich Mommsen, Conze und Schöne regelmäßig einfanden: Pallat 1959, 195; 350 ff.

¹³ Vgl. die Beiträge von T. Gärtner und A. Lewerentz in diesem Band.

¹⁴ Schuchhardt 1944, 151. – Loeschcke hatte 1880 zusammen mit dem späteren Kaiser Altertumswissenschaften studiert. 1890

wurde er Ordinarius in Bonn und übernahm 1912, mit allerhöchster Protektion Wilhelms II., den Lehrstuhl für Klassische Archäologie in Berlin.

¹⁵ Schuchhardt 1914a.

¹⁶ Schuchhardt 1944, 151 f.

¹⁷ In der Autobiographie Wilhelm von Bodes kommt diese Episode allerdings nicht vor.

¹⁸ Schuchhardt 1944, 153; 159. – Freundliche Mitteilung von Dr. Cornelia Regin, Stadtarchiv Hannover.

¹⁹ Schuchhardt 1944, 159 ff.; 166; bes. 173 ff.

²⁰ Schuchhardt 1944, 171 ff.

²¹ Schuchhardt 1889.

des Buches zu planen, worauf der Autor nach dem anstrengenden Vortragswinter 1889/1890 beschloss, „an das erholsame Mittelmeer zu gehen, Schliemann bei seinen neuen Ausgrabungen in Troja zu besuchen und dann in Athen, Mykene und Tiryns noch mancherlei nachzuholen“.²² Die mehrwöchige, vermutlich vom Verlag finanzierte Reise führte Schuchhardt über Heidelberg, Freiburg, Basel, Wien und Bukarest nach Istanbul. Von dort ging es nach Troja, wo er sich acht Tage aufhielt, um dann weitere drei Wochen in Athen zu bleiben. Am 1. Juni 1890 war der Museumsdirektor dann wieder zurück in Hannover.²³

Die Zeit in Hannover

Das fast 20jährige Wirken Schuchhardts in seiner Heimatstadt hatte die verschiedensten Aspekte. In den ersten Jahren kümmerte er sich um das Kestner-Museum mit seinen überwiegend kunsthistorischen Beständen, wobei ihm die im Lauf der Zeit ebenfalls unterstellten Sammlungen im Leibnizhaus und das Vaterländische Museum anscheinend wenig Arbeit machten. Der Direktor war oft abkömmlich, was dieser, in Konkurrenz mit dem Provinzialmuseum,²⁴ für eine rege Prospektions- und Ausgrabungstätigkeit in ganz Nordwestdeutschland und im Hannoverschen nutzte. Dabei standen thematisch die Königshöfe Karls d. Gr. sowie Burgen und Burgwälle, aber auch die römischen Holz-Erde-Lager aus augusteischer Zeit an der Lippe im Vordergrund eines Interesses, das mit den Bestrebungen zur Gründung einer „römisch-germanischen Kommission“ beim Kaiserlichen Archäologischen Institut in Nachfolge der seit 1890 bestehenden „Reichs-Limeskommission“ konform ging. Schon 1897 war Schuchhardt mit der Idee eines „Gesamtdeutschen Vereins für Ausgrabungen“ nach Berlin gereist, für den er Mommsen gewinnen wollte. Dieser reagierte inhaltend und als Schuchhardt seine Pläne 1898 in Pergamon A. Conze offenbarte, klärte ihn dieser auf, dass das Archäologische Reichsinstitut in Verbindung mit dem Römisch-Ger-

manischen Zentralmuseum (RGZM) und den deutschen Geschichts- und Altertumsvereinen eine eigene römisch-germanische Kommission plane.²⁵ Quasi als Initialzündung zur Gründung einer derartigen Kommission ließ Conze über die Zentralkommission des Archäologischen Reichsinstituts noch im selben Jahr der Westfälischen Altertumskommission 1.000 Mark für die Schuchhardtschen Ausgrabungen in Haltern zukommen.²⁶

Die Verhandlungen zwischen den Geschichts- und Altertumsverbänden und dem Archäologischen Institut zogen sich allerdings noch über mehrere Jahre hin, wobei der greise Rudolf Virchow eine gesamtdeutsche Kommission verhinderte, wie Schuchhardt 1934 in seinem gedruckten Manuskript „Die Entstehungsgeschichte der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs zu Frankfurt a. M.“ rückblickend kommentiert: „Denn Rudolf Virchow mit seinen Anthropologischen Gesellschaften wollte die eigentliche deutsche Vorgeschichte, die er auf die Bahn gebracht hatte, nicht in andere und, wie er meinte, unberechtigte Hände fallen lassen: die Archäologen [sic!] sollten sich darauf beschränken, das Römische in Deutschland zu erforschen und über die Elblinie nicht hinausgehen. Bei dem starken Einfluss, den Virchow damals in den Parlamenten hatte, war über diese Schranke nicht hinwegzukommen“.²⁷

Mit den Unternehmungen im Rahmen der von Theodor Mommsen und Karl Zangemeister (s. o.) 1890 initiierten Reichs-Limeskommission und den 1893 von General von Oppermann übernommenen Arbeiten am „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen“ sowie durch die Beschäftigung mit den sächsischen Urnenfriedhöfen²⁸ hatte sich der wissenschaftliche Schwerpunkt Schuchhardts zunehmend auf die mitteleuropäische Archäologie verlagert. Im Jahre 1900 war Schuchhardt bereits als Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz im Gespräch, was allerdings vom

²² Schuchhardt 1944, 179.

²³ Schuchhardt 1944, 182.

²⁴ Schuchhardt 1944, 173 f. – Zum Verhältnis Kestner-Museum und Provinzialmuseum in Hannover vgl. Stuttmann 1952, 53 ff. bes. 62. – Die Bedeutung Schuchhardts für die Archäologie Nordwestdeutschlands würdigt Asmus 1952, 78 ff., bes. 104 ff.: Schuchhardt „übernahm von Jakobus Reimers [dem Direktor des Provinzialmuseums] im Auftrag des Historischen Vereins für Niedersachsen die archäologische Arbeit im Lande und die Herausgabe der urgeschichtlichen Veröffentlichungen“.

²⁵ Becker 2001, 107 Anm. 6; 114 Anm. 17.

²⁶ In diesem Zusammenhang wird die Rolle Richard Schönes als Generaldirektor der Königlichen Museen, Mitglied der Zentralkommission des DAI und Referenten im Ministerium bedeutender gewesen sein als allgemein angenommen wird: Pallat 1959, 355.

²⁷ Schuchhardt 2001, 467.

²⁸ Schuchhardt 1944, 193.

alten Virchow hintertrieben wurde. Dieser wollte „einen so ausgesprochenen Archäologen und Westdeutschen [wie Schuchhardt] nicht für das Allgemeindeutsche haben“.²⁹ Nachfolger Ludwig Lindenschmits d. Ä., dessen Stelle seit 1893 verwaist war, wurde Karl Schumacher (1. Direktor von 1901–1926), den Schuchhardt noch aus seiner Heidelberger Zeit kannte, was ihm „im Grunde auch lieber“ war.³⁰

Carl Schuchhardt gehörte zu dieser Zeit jedenfalls schon zur ersten Garnitur der archäologisch-historisch orientierten Altertumsforscher, wie nicht zuletzt seine Berufung in die Gründungskommission der RGK im Jahr 1903 beweist, der er bis 1934 angehörte. 1904 gelang ihm schließlich die Zusammenfassung der Norddeutschen Geschichts- und Altertumsvereine zum Nordwestdeutschen Verband für Altertumsforschung, dessen Vorsitzender er ohne Unterbrechung ebenfalls bis 1934 blieb.

Neben seiner wohl auf das Minimale reduzierten Museumstätigkeit und den umfangreichen Feldforschungen blieb Schuchhardt auch noch die Zeit für ausgedehnte Informations- und Forschungsreisen: 1898 über die Dobrudscha nach Kleinasien, 1902 und 1903 mit Mitteln des königlich-preußischen Kultusministeriums und der königlichen Akademie der Wissenschaften nach England und 1905 noch eine Mittelmeerreise, die alle seinen archäologischen Horizont wesentlich bereicherten und eine erste Grundlage für sein späteres Werk „Alteuropa“ geben sollten.³¹

Wilhelm Bode

In Berlin ging mit dem Tod von Rudolf Virchow 1902, dem Ableben von Adolf Bastian 1905 und dem von Albert Voß im Jahr darauf die Dominanz der naturwissenschaftlich orientierten, durch die einflussreiche Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU) gestützten und von der Troika Virchow-Bastian-Voß für ihre Zwecke instrumentalisierten evolutionistischen Vorgeschichtsforschung ihrem Ende entgegen.

Kurz bevor Voß starb, wurde nämlich Wilhelm von Bode (1845–1929) (Abb. 3), dessen Verhältnis zu Virchow seit seinen Zeiten als Direktorialassistent in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts von heftigen



Abb. 3: Wilhelm von Bode (1845–1929), Generaldirektor der Königlichen Museen. Foto: Zentralarchiv SPK.

kultur- und museumspolitischen Querelen geprägt war („Denn dort gab es für uns niemanden, der Kunstinteresse besaß. Mommsen und Virchow waren ihren Kollegen im Abgeordnetenhaus auch in der Kunst maßgebend, und diese betrachteten sie ausschließlich wissenschaftlich“),³² am 1. Dezember 1905 kommissarisch und ab 1. April 1906 omnipotenter Generaldirektor der Königlichen Museen.³³

Alfred Götze, seit 1894 Direktorialassistent an der Vorgeschichtlichen Abteilung und von der „Virchow-Fraktion“ in der BGAEU wohl als Nachfolger von Voß vorgesehen, war zwar die kommissarische Leitung der seit dem Einzug in das Völkerkundemuseum 1888 selbständigen Abteilung ab Mitte 1906 übertragen worden, seine Bestellung zum Direktor verhinderte aber Bode (s. u.). Die Absicht war wohl, den Einfluss der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte auf die Entwicklung des königlichen Museums für Völkerkunde einzudämmen. Denn nicht nur, dass der Neubau des königlichen Museums für Völkerkunde auf die Initiativen Virchows zurück zu führen war, sondern noch mehr, dass der BGAEU von Generaldirektor Schöne 1888 weitgehende Nutzungsrechte am Museum an der Königgrätzer Straße zugestanden worden waren und darüber hinaus eine von der Generalverwaltung unabhängige, vom Vorstand der Gesellschaft dominierte Sachverständigen-Kommission die Aktivitäten des Völkerkundemuseums maßgeblich steuerte³⁴

²⁹ Schuchhardt 1944, 267.

³⁰ Schuchhardt 1944, 269.

³¹ Schuchhardt 1944, 205 ff.

³² Gaethgens/Paul 1997, 155. – Der Gegensatz Bode – Virchow kursorisch beschrieben von Michel 2002.

³³ Gaethgens/Paul 1997; Knopp 1995.

³⁴ Vgl. den Beitrag von A. Lewerentz in diesem Band.

(„...vielfach unwissenschaftlich war ferner seit Jahren unter Voß die prähistorische Abteilung vermehrt und aufgestellt...“),³⁵ musste dem autokratischen Selbstverständnis Bodes als Generaldirektor der königlichen Museen zuwider sein.

Bode suchte jemanden nach seinem Geschmack und seinen Vorstellungen. Er bemühte sich zuerst um den Wiener Germanisten Rudolf Much, der nach längerem Zögern ablehnte, und auch um Oscar Montelius aus Stockholm, der aber seines Alters wegen abwinkte. Die Wahl fiel schließlich auf den von A. Conze von Anfang an empfohlenen Direktor des Kestner-Museums, Carl Schuchhardt,³⁶ den er fast 20 Jahre zuvor nach Hannover vermittelt hatte.

Auf erste Nachfragen von Emissären, ob er nicht nach Berlin gehen wolle, reagierte Schuchhardt – nach eigenem Bekunden – anscheinend hinhaltend: *„Die Berliner Vorgeschichte wirkte nicht anziehend: vier Säle Brandenburg, dann Pommern, Schlesien usw., keine Spur von historischer Gliederung. Freilich Schliemanns Troja-Sammlung gehörte dazu, und die war allein eine Lebensarbeit wert“*.³⁷ Als aber Wilhelm Bode zwischen Weihnachten und Neujahr 1907 persönlich nach Hannover reiste und Schuchhardt damit lockte, ein neues Museum in Dahlem nach eigenen Entwürfen bauen zu können³⁸ – nach Wunsch mit einliegender Dienstwohnung – und er das Berliner Museum zu einem Vorbild für Ausgrabungsforschungen machen und darauf hinwirken sollte, dass auch in Mittel- und Ostdeutschland sich ähnliche Altertumsverbände bildeten wie im Norden, Westen und Süden des Reiches,³⁹ kündigte der Direktor des Kestner-Museums seine Stelle am 1. Januar zum 31. März 1908.

³⁵ Gaethgens/Paul 1997, 174.

³⁶ Gaethgens/Paul 1997, 222: Nach dem Tod von A. Voß bestand für Bode kein Zweifel mehr, dass endlich ein Archäologe zum Leiter der prähistorischen Abteilung berufen werden musste. Bei Schuchhardt war er zuerst skeptisch, weil er befürchtete, *„dass ein klassischer Archäologe unsere vor- und frühgeschichtliche Kultur von vornherein durch die Brille der klassischen Kultur und daher mit Voreingenommenheit betrachten und behandeln würde“*. Aber nach dem Besuch in Hannover stellte Bode fest: *„Seine [Schuchhardts] bisherige Tätigkeit an seinem Institut, die Wahl seiner Mitarbeiter, die Umordnung und Vervollständigung der Sammlungen und die systematischen Grabungen, wie die wissenschaftliche Bearbeitung der Resultate scheinen mir zu beweisen, dass der rechte Mann an der rechten Stelle steht“*.

³⁷ Schuchhardt 1944, 269. – Zur Raumverteilung und zum Ausstellungskonzept der Vorgeschichtlichen Abteilung im Völkerkundemuseum vgl. den Beitrag von T. Gärtner in diesem Band.

Agenda 1908

Was aber von Schuchhardt in seiner neuen Funktion als Direktor in Berlin wirklich erwartet wurde, geht aus einem im Archiv des Ethnologischen Museums teilweise erhaltenen Briefwechsel hervor.⁴⁰ Mit Briefkopf des Kestner-Museums legte Schuchhardt am 27. Januar 1908 dem Generaldirektor der Kgl. Museen seine Vorstellungen über die „Neue Ordnung und Aufstellung der Prähistorischen Sammlung zu Berlin“ dar:

„Die Sammlung hat heute noch die Anordnung und Aufstellung, wie man sie vor 30 Jahren nicht wohl anders machen konnte. Damals war die Entwicklung der Formen in weiten Zeiträumen noch unklar. Konnte doch in den 80er Jahren noch eine Theorie aufkommen und weithin Anklang finden, die die Eisenzeit für älter als die Bronzezeit halten wollte, und hat selbst Frl. Joh. Mestorf-Kiel in ihrem musterhaften Buche, die Urnenfriedhöfe Schleswig-Holsteins 1887 in der Anordnung der Tafeln zwar durchblicken lassen, wie richtig sie die Entwicklung erkannt hat, im Text aber betont, dass sie über die zeitliche Entwicklung nicht sicher sei und dafür die ganze Beschreibung topographisch anordnen müsse.

Die Aufstellung der „Prähistorischen Sammlung“ darf man also nicht als einen von Anfang an gemachten Fehler betrachten, vielmehr ist bisher nur versäumt worden, unserer fortgeschrittenen Erkenntnis Rechnung zu tragen und die alte Aufstellung nach Provinzen und Kreisen in die jetzt sehr wohl mögliche nach Kulturperioden und Kulturströmungen umzuwandeln, die einzige, die ein wissenschaftlich fruchtbares Bild geben kann. Wir kennen heute verschiedene Kulturen der Steinzeit (Tiefstich-, Schnur-

³⁸ Gaethgens/Paul 1997, 247: Die von Bode seit 1906 propagierte Neugliederung und Verortung der Sammlungen führte zum „Berliner Museumsstreit“. Vor allem die Verlagerung der Völkerkunde und anderer kulturhistorischer Sammlungen ins „entlegene“ Dahlem erhitze die Gemüter. Aus dem Blickwinkel der Prähistorie vgl. Grünert 2002, 167 ff. mit den flammenden Appellen Gustaf Kossinnas im Hinblick auf die Missachtung der Vorgeschichte. – In Schuchhardts Memoiren ist von einem Kampf um die Anerkennung der Vorgeschichtsforschung nichts zu spüren.

³⁹ Vergleiche die Geschehnisse um die Gründung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung um 1900 und des Nordwestdeutschen Verbandes als Dachorganisationen der Geschichts- und Altertumsvereine und sonstiger Körperschaften.

⁴⁰ SMB-PK/EM, Ic, Bd. 9, E 225/08.

Bandkeramik) und sehen, wie der nach allen Richtungen ausstrahlende Herd in jener frühesten Zeit an der Nord- und Ostsee gewesen ist. Wir erkennen wiederum verschiedene Perioden der Bronzezeit und sehen, wie von neu sich bildenden Herden, besonders im griechischen Kerne eine Rückstrahlung der Kultur ausgeht, die sich dann auch fortsetzt in die Eisenzeit: Die Hallstattkultur geht in langsamer Wanderung vom Nordfuße der Alpen – wo sie durch norditalische Anregungen (Villanova) entstanden ist – durch Böhmen, Schlesien und Polen an die Elbe und Oder und weiter an die Nord- und Ostsee, wo sie sich ausbreitet und bis weit nach Chr. Geburt herrscht. Die La Tène-Kultur, die das Rheintal innehat, importiert nur in das eigentliche Germanien (Schmucksachen und kleine Geräte), erobert es aber nicht. So dürfen wir bei uns in Norddeutschland von La Tène-Kultur eigentlich überhaupt nicht reden – obgleich es bisher immer geschieht – sondern müssen sagen: „Späthallstatt mit La Tène-Import.“

All diese Verhältnisse und Wirkungen müssten in einer Neuauftellung der Berliner Sammlung zum Ausdruck kommen. Es müsste in Zonen aufgestellt werden, im Mittelpunkt die Norddeutsche Steinzeit, dann die Bronzezeit mit ihren Beziehungen nach verschiedenen Richtungen, schließlich die Eisenzeit geteilt in Hallstatt-, La Tène- (resp. Römer-), Völkerwanderungs- und fränkisch-slawische Zeit. Damit wäre als Kern des ganzen Museums das Germanische und seine Beziehung zu den nächsten Nachbarn vorgestellt.

Als zweite große Abteilung des Museum hätte das Außerdeutsche aufzutreten, wohl in einer oberen Etage und da hätte die Schliemann-Sammlung die *pièce de résistance* zu bilden, die nach allen Richtungen hin auszubauen wäre, um eine möglichst vollkommene Darstellung der Kultur von Alteuropa zu erzielen. Natürlich muss in allen Abteilungen des Museums eine möglichst gleichmäßige und knappe Darbietung herrschen. Wer eine Weltgeschichte schreiben will, soll sich nicht bei den Einzelheiten der Staaten und Städte aufhalten. Es muss deshalb sehr viel Dublettenhaftes aus dem jetzigen Bestand abgestoßen und auf der anderen Seite sehr viel Neues zur Auffüllung von Lücken hinzugesammelt werden.

Bei der Aufstellung selbst wäre für jede Periode ein Kulturbild zu erstreben, in dem man nicht bloß ihren Nachlaß in der Kleinkunst (Töpfe, Geräte, Schmuck), sondern möglichst auch die Art der Siedelung, der Burgen-, Häuser-, Gräber-, Straßen- und Moorbrückenbaus in Ausgrabungsmodellen und gezeichneten Rekonstruktionen zur Anschauung brächte.

Schuchhardt“.

Von Bode über das Schreiben Schuchhardts⁴¹ in Kenntnis gesetzt, reagierte der Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten am 20. Februar 1908:

„Mit dem Plane den der neue Direktor der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde Prof. Dr. Schuchhardt, für die neue Ordnung und Aufstellung der prähistorischen Sammlung vorgelegt hat, bin ich im ganzen einverstanden. Aus dem Plane ist jedoch nicht deutlich zu erfahren, ob und inwieweit nur eine Sichtung des Materials oder eine Ausscheidung von Sammlungsgegenständen beabsichtigt ist, welche den Wünschen der Provinzialmuseen und den Ausführungen der Denkschrift [von 1906], betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den Königlichen Museen zu Berlin Rechnung tragen würde. Ich ersuche daher die Generalverwaltung der Königlichen Museen eine mir eingehende Darlegung über diese Fragen zu veranlassen.

Im Auftrag,
Schmits“.

Auf die Anfrage vom 29. Februar positionierte sich Schuchhardt im Einverständnis mit Bode nochmals dezidiert mit Brief vom 10. März.⁴²

„Nicht bloß eine Sichtung, sondern eine energische Ausscheidung von Material habe ich für die Neuordnung der Prähistorischen Sammlung im Sinne. Wie stark diese Ausscheidung im Ganzen sein wird, kann ich ohne eine genauere, wohl einige Wochen erfordernde Durcharbeitung des Bestandes nicht sagen; ich habe aber den Eindruck, dass in den reichsuntertanen Gebieten, wie Prov. Brandenburg, etwa die Hälfte des jetzt Ausgestellten wird abgegeben werden können.

Für die ganze Behandlung der Prähistorischen Sammlung stehe ich durchaus auf dem Boden der „Denkschrift“ und finde z. B. den Hauptgedanken den ich in meiner Darlegung vom 3. Februar des Jahres ausgesprochen habe, dass nämlich das Museum durch Aneinanderreihen von Kulturbildern zugleich die wichtigsten Kulturströmungen erkennen lassen müsse, wie etwa die der Hallstattkultur von den Alpen durch Schlesien und Böhmen an die Elbe

⁴¹ SMB-PK/EM, Ic, Bd. 9, E 225/08.

⁴² SMB-PK/EM, Ic, Bd. 10, E 391/08.

und Oder und an die Nord- und Ostsee, – diese Gedanken finde ich in nun bereits in dem prägnanten Satz der Denkschrift (S. 12), dass dem Berliner Museum „ein Recht auf die Auswahl vom typischen über den Rahmen der Provinz hinaus bedeutungsvollen Funden zu belassen wäre“. Solche über den Rahmen einer Provinz hinausgehende Bedeutung haben in einem bestimmten Kulturbilde eben diejenigen Stücke, die entweder zurück verweisen auf die vorausliegende Stufe und die frühere Heimat dieser Kultur, oder aber ihre nachfolgende Stufe und spätere Heimat. Mit anderen Worten: Stücke, die die Wanderung und Entwicklung jener ganzen Kultur uns vor Augen stellen. Zu solchem Zwecke muss jedes Kulturbild wohl möglichst vollständig sein, aber es darf auch nicht durch Parallelzüge überlastet werden, weil das Ganze damit unübersichtlich und unklar würde. Alles was solche Überlastung herbeiführen könnte, ist also zu entfernen. Für die Abgabe des in Berlin Ausgesonderten werden neben den Provinzial-Museen und etwa Gymnasien wohl auch Universitäts-sammlungen, wie die in Bonn, Göttingen und Kiel in Frage kommen, und ferner hat mir der Direktor des Kgl. Museum der Niederlande zu Leyden, Dr. Holwerda, bereits privatim erklärt, dass er mit Freuden bereit sei, gegen eine Mustersammlung aus den preußischen Provinzen, uns eine entsprechende aus den holländischen Gebieten zu überweisen. Eine solche würde für den Überblick über die frühgermanische Kultur für uns von hohem Werte sein.

Schuchhardt“.

Offensichtlich sollte Schuchhardt nach dem Wunsch des Generaldirektors und des Preußischen Ministeriums für die „geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ nicht nur ein neues Sammlungskonzept und eine moderne Ausstellung für die Vorgeschichtliche Abteilung realisieren, sondern vor

allem den Ausgleich mit den Provinzialmuseen durch Abgabe („Ausscheiden“) von Dubletten suchen, was neben dem politischen Aspekt – Virchow und Voß hatten in den 90er Jahren genau das Gegenteil gefordert, nämlich dass die Provinzial-, Bezirks- und Schulmuseen die bedeutenden Funde aus ihren Sammlungen an das von ihnen geforderte Zentralmuseum abgeben sollten⁴³ – auch eine Milderung der permanenten Raumnot im Museumsgebäude bedeutet hätte. Wohl in diesem Zusammenhang ist auch die, allerdings aktenmäßig nicht mehr nachweisbare⁴⁴ Berufung Schuchhardts zum „Generalinspektor der Ausgrabungen in Preußen“ zu sehen. Schuchhardts Weggang aus Hannover verlief wenig spektakulär. Er selbst scheint seiner dortigen hauptamtlichen Tätigkeit kaum noch etwas abgewonnen zu haben und zudem bedrängten ihn die Stadtverordneten mit provinziellen Vorstellungen. Seine Ablösung war offensichtlich schon länger geplant gewesen und der Nachfolger war auch schon von Bode bestimmt. Schuchhardt schaute einer Zukunft in Berlin entgegen, die wesentlich von der Forschung bestimmt sein sollte. Für ihn persönlich bedeutete es die „Verantwortung“ der Tätigkeiten, die er bisher als sein Sonntagsvergnügen betrachtet hatte!

Schuchhardt in Berlin

Im Bewusstsein, die Wahl des Generaldirektors zu sein und gleichermaßen im Deutschen Reich wie auch in der Hauptstadt ein nicht gerade einfaches, aber mit einem Jahresgehalt von 9.000 Mark zuzüglich 900 Mark Wohngeld vergleichsweise sehr gut dotiertes Amt anzutreten,⁴⁵ übernahm Schuchhardt die Vorgeschichtliche Abteilung des Völkerkundemuseums am 1. April 1908.

Dem 49jährige Direktor waren drei wissenschaftliche Beamte unterstellt: als Direktorialassistent der

⁴³ Vgl. den Beitrag von T. Gärtner in diesem Band.

⁴⁴ Vgl. hierzu „Zweites Blatt des Hannoverschen Couriers Nr. 27215 vom 4. Januar 1908 abends unter Lokal-Nachrichten: „Professor Dr. Karl Schuchhardt [...] wird [...] die Leitung des Prähistorischen Museums zu Berlin und die Oberaufsicht über die Ausgrabungen in ganz Preußen (zu) übernehmen“. – Weitere Hinweise dazu in der Beilage zur Vossischen Zeitung vom 9. 08. 1912, Rubrik Kunst, Wissenschaft und Kultur: „Ein neues Mitglied der Akademie der Wissenschaften“ sowie ebda. zum 6. August 1919 die Würdigung zum 60. Geburtstag Schuchhardts: „Ein Meister der Vorgeschichtsforschung“.

⁴⁵ In Hannover war die Direktorenstelle 1888 mit 6.000 Mark Jahresgehalt ausgewiesen. Ab dem 1. April 1905 erhielt Schuchhardt auf Beschluss der Städtischen Kollegien 7500 Mark im Jahr (Stadtarchiv Hannover, Personalakte 5452. Freundliche

Mitteilung Frau Dr. Cornelia Regin). – Der Vorgänger Schuchhardts in Berlin, A. Voß, musste sich in seinem letzten Dienstjahr 1906 mit 7500 Mark Endgehalt zufrieden geben: Kassenbuch 1905/06 – SMB-PK/ZA, I, GV 144. – Schuchhardt hatte neben dem Universitätsprofessor Kekulé von Stradonitz, dem Direktor der der Sammlung antiker Bildwerke und des Antiquariums, mit 9.000 Mark Jahresgehalt plus Zulagen die höchste Besoldung bei den Königlichen Museen. Es entsprach dem Endgehalt des 1905 verstorbenen Direktors des Völkerkundemuseums, Adolf Bastian, dessen herausgehobene Stelle dem neuen Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung zugewiesen wurde, während sich die Direktoren der drei ethnographischen Abteilungen mit ihrer bisherigen Stellung begnügen mussten: Westphal-Hellbusch 1973, 13 ff.

43 Jahre alte Alfred Götze, der seit dem Tod von Albert Voß die Abteilung kommissarisch geleitet hatte, dann Hubert Schmidt, wissenschaftlicher Assistent und Klassischer Archäologe, 44jährig, zuerst zur Katalogisierung der Schliemannschen Sammlung⁴⁶ und seit 1904 auf Dauer angestellt, und schließlich Max Ebert, Germanist und mit 27 Jahren wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Der hatte sich zunächst für die deutsche Volkskundesammlung beworben, war aber dann der Vorgeschichte zugeteilt worden.

Zur Vorgeschichtlichen Abteilung gehörten weiterhin seit 1904 die „Sammlung für deutsche Volkskunde“ in der Klosterstraße 36, ein Produkt der Virchowschen Aktivitäten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts⁴⁷, unter Leitung von Karl Brunner (1863–1938), von der Schuchhardt überhaupt erst bei seinem Amtsantritt erfuhr, und die „Wiederherstellungswerkstatt“ unter dem 63jährigen Eduard Krause (1847–1917).

Laut Schuchhardt waren im Museum seit dem Tod von Voß keine wichtigen Entscheidungen mehr getroffen worden,⁴⁸ weswegen der neue Direktor aufgrund der vielen Anträge und Anregungen aus der Abteilung regelmäßige Montagskonferenzen zwischen 10 und 12 Uhr für die Museumsbeamten ansetzte. Dabei ging es hauptsächlich um die Katalogisierung von Funden, um Publikationen, die Bibliothek, um Ausgrabungen und um Dienstreisen. Auch Alfred Götze, der sich Hoffnung auf den Direktorenposten gemacht hatte, tat, so Schuchhardt, „ganz ordentlich mit“;⁴⁹ nachdem er als Trost eine ansprechende Remuneration und den Professorentitel erhalten hatte.⁵⁰ Wie häufig und über welchen Zeitraum diese Besprechungen tatsächlich regelmäßig stattfanden, kann nicht befriedigend beantwortet werden. Denn

bald nach der Ostertagung „seines“ Altertumsverbandes in Dortmund⁵¹ trat Schuchhardt am 8. Mai eine von Bode bereits in Hannover genehmigte Nordlandreise an, „um die für die germanische Vorgeschichte so grundlegend wichtigen Sammlungen von Kopenhagen, Stockholm, Christiania (Oslo) und Götting (Göteborg) kennen zu lernen“ und seine Mitarbeiter reisten zur selben Zeit auf dem Balkan und in Südrussland.

Auf der dreiwöchigen Reise traf Schuchhardt so bedeutende Forscherpersönlichkeiten wie Sophus Müller (1846–1934), Oscar Almgren (1869–1945), Bernhard Salin (1861–1931) und Oscar Montelius (1843–1921). Vom Stockholmer Museum war er enttäuscht, weil es, aus Rücksicht auf den alten Direktor Hans Hildebrand (1842–1913), nicht nach den Perioden Montelius', sondern nach den schwedischen Provinzen aufgestellt war, „... so wie in Berlin die verpönten Säle Brandenburg, Pommern, Schlesien“.⁵²

Die neue Berliner Schausammlung

Die Sammlung in Berlin hatte Schuchhardt in drangvoller Enge in fünf Sälen im Völkerkundemuseum vorgefunden, welches ein kritischer Journalist noch 1909 als ein total überfülltes dreistöckiges Gebäude beschreibt, „das mit seinen vollgepfropften Schränken mehr einem Trödeladen, als einer wissenschaftlichen Sammlung“⁵³ ähnelt. Wie 1886 konzipiert, war die Vorgeschichtliche Sammlung streng nach geographisch-politischen Gesichtspunkten geordnet aufgestellt. Eine chronologische Gliederung des Materials erfolgte nur innerhalb der durch den Hauptkatalog vorgegebenen Regionen.⁵⁴ Trotz dieses antiquierten Konzeptes, das in eigenartigem Gegensatz

⁴⁶ Schmidt 1902.

⁴⁷ Neuland-Kitzerow 2002, 113–123; bes. 120.

⁴⁸ Vgl. hierzu weiter unten.

⁴⁹ Schuchhardt 1944, 278.

⁵⁰ R. Schöne hatte 1897 erreicht, dass die Entlohnung der wissenschaftlichen Beamten an diejenige der Universitätslehrer angepasst wurde. Die Stelle des Generaldirektors kombiniert mit einer Abteilungsdirektorenstelle war 1908 mit 15.000 Mark dotiert, die Direktoren verdienten von 6.500 bis maximal 9.000 M und die Assistenten und Kustoden zwischen 3.400 und 4.800 M per anno. Hinzu kam das Wohngeld in Höhe von 900 bis 1200 M. Dass die Höhe der Besoldung beim Wechsel Schuchhardts nach Berlin eine Rolle spielte, darf angenommen werden. Jedenfalls hatten es die königlichen Museen zuvor schwer, mit den vor 1897 gezahlten Gehältern namhafte Wissenschaftler anzuwerben. Im Vergleich mit der Besoldung des Militärs entsprach die des Generaldirektors dem Grundgehalt eines Generalleutnants, die der Abteilungsdirektoren derjenigen vom

Oberst bis zum Generalmajor und die der Direktorialassistenten und Kustoden derjenigen eines Hauptmanns I. Klasse: Brockhaus' Konversationslexikon Bd.5 (1908) 195: Dienstehkommen. – Die Remuneration für Alfred Götze brachte ihm ein Jahresgehalt von immerhin 5.400 M ein, während sich Hubert Schmidt bis zu seiner Beförderung zum Kustos im August 1909 mit 2.900 M und der wissenschaftliche Hilfsarbeiter Max Ebert mit 1.500 M Jahreseinkommen begnügen mussten: Rechnungsbuch 1908, GV 147, freundliche Auskunft Zentralarchiv SMB, Frau Gröschel.

⁵¹ Hierzu weiter unten.

⁵² SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 18, E 963/08 mit ausführlichem Bericht über die Reise vom 11. bis 31. Mai 1908.

⁵³ Adolf Viktor, Tausend Tonscherben. Berliner Tagblatt vom 21.09.1909

⁵⁴ Vgl. den Beitrag von T. Gärtner in diesem Band; Führer 1890, 8–38; Führer 1895, 9–44; Führer 1906, 37–57.

zu den Überlegungen der Denkschrift von 1893⁵⁵ stand, waren von A. Voß materialmäßig längst die Voraussetzungen für die vergleichende Darstellung archäologischer Zusammenhänge geschaffen, auf denen Schuchhardt aufbauen konnte.

Die Möglichkeit zur Umgestaltung der Schausammlung nach den Prinzipien, die Schuchhardt in seinem Schreiben vom 27. Januar gegenüber Bode erläutert hatte, ergab sich schon zu Beginn seines Wirkens in Berlin. Hubert Schmidt sollte anlässlich des „Internationalen Kongresses der Historischen Wissenschaften“ in Berlin im August 1908 in einer Sonderausstellung die vorgeschichtliche Entwicklung in Europa mit einer Auswahl von Funden aus der Prähistorischen Abteilung darstellen. Beinahe ungewollt entstand daraus die neue Berliner Schausammlung.⁵⁶ Sie „trafvöllig das, was ich für die ganze Sammlung als künftiges Ziel vor Augen hatte. Die Aufstellung ist rechtzeitig fertig geworden und hat dann jahrelang gestanden, da ein neues Museum noch lange auf sich warten ließ“.⁵⁷

Für die moderne und richtungsweisende Gesamtkonzeption der neuen Ausstellung⁵⁸ sowie inhaltlich für die Stein- und Bronzezeit einschließlich der Schliemann Sammlung zeichnete Hubert Schmidt verantwortlich. Die Hallstatt-, Latène- und Römerzeit hatten Schuchhardt und die Völkerwanderungs-, Merowinger- und Slawenzeit Alfred Götze eingerichtet. Max Ebert betreute die Funde aus Südrussland. Mit der Neuauswahl der Exponate und ihrer Gruppierung nach chronologischen Gesichtspunkten wurde der Versuch unternommen, „die vorgeschichtliche Entwicklung Deutschlands im Rahmen der europäischen, und zwar innerhalb acht großer Entwicklungsphasen“ darzustellen, „indem in jeder Saalhälfte die mittleren Schränke fast ausschließlich nur vaterländische Funde darbieten, während zu beiden Seiten die Parallelgruppen der Nachbarländer und des Auslandes sich anreihen“.⁵⁹ Mit Bordmitteln und minimalem finanziellen Aufwand war Schuchhardt zu Beginn seiner Berliner Karriere ein großer

Wurf gelungen. Zwar musste er sich mit den gegebenen Räumlichkeiten und der Erstausrüstung von 1886 begnügen – monströse Eisenschränke und Pultvitrinen, die Wände und Ausstellungsmittel nach dem Geschmack von Voß alle in Lehmgelb gestrichen,⁶⁰ – aber vom Inhalt und der Konzeption der Ausstellung gingen dennoch wichtige Impulse für die deutsche und europäische Vorgeschichtsforschung aus.⁶¹

Die öffentliche Meinung war, dem Zeitgeist und der Stimmung in Berlin entsprechend, durchaus geteilt. Anlässlich des Erscheinens des „Führers durch die Sonderausstellung der prähistorischen Abteilung“ stellt der völkisch orientierte Journalist, Mitkämpfer Gustaf Kossinnas im Berliner Museumskrieg und Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Willy Pastor, in seinem Artikel „Das Berliner Museum für Vorgeschichte“ in der Täglichen Rundschau vom 11.11.1908 fest, dass der Versuch Schuchhardts – des „neuen Direktors“ – daneben gegangen sei und er froh wäre, wenn die Pläne zum Neubau eines Prähistorischen Museums unter dem neuen Regiment nicht so bald Realität werden würden. Das einzige, was Pastor gelten ließ, war, dass die geographische durch die chronologische Anordnung ersetzt wurde, aber: „Alle sachgemäß geleiteten Sammlungen hatten diese Ordnung ja längst“.

Dem gegen über äußert sich ein Dr. M. Mr. im Feuilleton der Vossischen Zeitung vom 16.03.1909 in dem Artikel „Ein Gang durch die Sonderausstellung des Prähistorischen Museums“ positiv über die Fundauswahl und die Darstellung der Zusammenhänge aus der Sicht des Besuchers:

„Den Wunsch, aus Vorgeschichtlichem allmählich Geschichte zu machen, teilen alle; und die Verquickung mit den Naturwissenschaften, woran die Prähistorie ehemals krankte, sehen wir mehr und mehr aufgegeben. [...] Man sieht es der Prähistorischen Abteilung nicht an, dass sie eine der jüngsten der Berliner Sammlungen ist. Ihr rasches Anwachsen

⁵⁵ Hierzu weiter unten.

⁵⁶ Führer 1908, 32–33; Führer 1913, 83–89.

⁵⁷ Schuchhardt 1944, 278.

⁵⁸ Das Prinzip der chronologischen Aufbereitung des archäologischen Fundbestandes war allerdings in Berlin nicht neu. Albert Kiekebusch (1870–1935), erster Promovent bei Gustaf Kossinna 1907, übernahm die Prähistorische Sammlung des 1874 gegründeten Märkischen Museums und stellte die „Ur- und Frühgeschichte der Mark Brandenburg“ im neuen Sitz des Museums

im Haus am Köllnischen Park unter dem Einfluss Kossinnas bereits im Juni 1908 nach dem „historisch-chronologischen Prinzip“ auf: Grünert 2002, 214.

⁵⁹ Schmidt 1909.

⁶⁰ Schuchhardt 1944, 380.

⁶¹ Bertram 2002c, 44.– Vgl. dazu aber die Einlassungen G. Kossinnas, der die rein chronologische Darstellung als „unhistorisch“ empfand: Kossinna 1909a, 27 f. Anm. 1. – Erwiderung: Schmidt 1909.

steht zu den wenigen disponiblen Räumlichkeiten in keinem Verhältnis. Und sollte auch noch einige Zeit verstreichen, bis für neue Lokalitäten gesorgt ist, oder eben deshalb, wäre es wohl zu wünschen, dass die Gegenwärtige Auswahl noch bis auf weiteres erhalten bliebe“.

Schuchhardt, die Anthropologische Gesellschaft und die Verbände

Das Außenverhältnis der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde gegenüber den großen Provinzialmuseen war, wie Albert Kieckbusch 1925 rückblickend feststellt,⁶² „früher im wesentlichen auf Konkurrenzkampf und ewige Kompetenzstreitigkeiten gestellt. In einigen Provinzen hatte das zu einer Verärgerung geführt, die auf die ganze deutsche Altertumforschung lähmend wirken musste. Persönliche Reibereien und ein zuweilen auf beiden Seiten vorhandener, gar zu enger Horizont haben da viel Unheil angerichtet“.

Wesentlich zu dieser bis zum Amtsantritt Schuchhardts andauernden Missstimmung beigetragen haben das Sammlungskonzept und vor allem die Erwerbungspolitik der Vorgeschichtlichen Abteilung. Diese waren von Virchow, Voß und anderen in der Denkschrift von 1893, „Die vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde und die vorgeschichtliche Forschung“, formuliert worden.⁶³ Zudem haben die Initiativen zur Gründung eines Deutschen Nationalmuseums „in der Hauptstadt des größten deutschen Staates“ das allgemeine Unbehagen verstärkt.⁶⁴ Das „Nationalmuseum“ sollte nicht nur Zugriff auf die Funde von fiskalischem Grund, sondern auch auf all diejenigen Funde aus den preußischen Provinzen (und wohl auch aus den deutschen Staaten) haben, die es zum sinnvollen Ausbau seiner Sammlungen brauchte.

Die in sich schlüssige Idee war, einen Überblick über die Altertümer in Deutschland im Vergleich mit Funden aus dem europäischen Ausland zu erhalten, um die Herkunft bestimmter Erscheinungen und Kulturentwicklungen studieren zu können. Diese Zentralisierung sei, wie die Beispiele von Kopenhagen, Saint-Germain-en Laye und London zeigten, not-

wendig, um erfolgreich zu forschen.⁶⁵ Die Protagonisten eines Berliner Zentral- bzw. Nationalmuseums⁶⁶ negierten dabei allerdings mit einer gewissen Arroganz, dass mit dem „römisch-germanischen Central-Museum“ in Mainz und auch dem „germanischen Museum“ in Nürnberg seit 1852 Anstalten mit gleicher Zielsetzung bestanden, die von den deutschen Geschichts- und Altertumsvereinen gegründet worden waren, und brachten sowohl die preußischen Provinzialmuseen und das Archäologische Institut des Deutschen Reiches als auch die Gesamtheit der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gegen sich auf.

Die Gründung der Gesamtverbände der Geschichts- und Altertumsvereine sowie der Römisch-Germanischen Kommission um die Jahrhundertwende sind als eine Reaktion auf die Berliner zentralistischen Bestrebungen zu werten, wobei es Virchow dank seines enormen politischen Einflusses gelang, deren Einfluss auf Nordostdeutschland abzublocken: „Rudolf Virchow und die seinen wollten ihr Ostdeutschland, das sie seit Jahrzehnten durch Ausgraben und Sammeln erforscht und mit Gesellschaften „für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ bepflanzt hatten, nicht an den Wettbewerb der Archäologen preisgeben. Virchow hatte als regelmäßiger Referent der Finanzkommission des Reichstags viel Einfluß auf die Regierung und erreichte damit, dass dem neuen Institut [RGK] die Elblinie als Grenze gesetzt, also nur Westdeutschland als Forschungsgebiet zugestanden wurde, und dass sie hier auch nur das Römische erforschen sollte“.⁶⁷ Die deutsche Vorgeschichtsforschung war in zwei Lager gespalten, die fachlich-ideell, politisch-organisatorisch und auch persönlich begründet waren.⁶⁸

Wie in Berlin standen sich auch anderswo, so zum Beispiel in München, die Vertreter der archäologischen und naturwissenschaftlichen Forschungsrichtung kritisch gegenüber. Symptomatisch ist der Werdegang Paul Reineckes (1872–1958). In Charlottenburg geboren, schrieb sich Reinecke nach dem Abitur an der Medizinischen Fakultät der Berliner Universität ein, um bei Rudolf Virchow Prähistorie zu studieren. Vom Lehrangebot und den Lehrinhal-

⁶² Kieckbusch 1925, 359.

⁶³ Bertram 2002c, 31 f.

⁶⁴ Krämer 1979, 13 ff.

⁶⁵ Vgl. dazu die Artikel in Zeitschr. Ethnologie 23, 1891 bis 28, 1896.

⁶⁶ Zusammenfassend und ausführlicher vgl. zu diesem Thema den Beitrag von A. Lewerentz in diesem Band mit Anm. 81–90.

⁶⁷ Schuchhardt 1944, 225.

⁶⁸ Zum Fragenkomplex und den Ursachen der Spannungen auch: Grünert 1992, 111 ff.

ten unbefriedigt, wechselte der Preuße 1895 nach München und setzte sein Studium bei Johannes Ranke, der den im Deutschen Reich einzigen Lehrstuhl für „Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ inne hatte, fort, das er 1897 mit einer anthropologisch-ethnologischen Dissertation abschloss. Sein wichtigster und prägender Lehrer aber war weder Virchow noch Ranke, sondern Adolf Furtwängler (1853–1907), Ordinarius für Klassische Archäologie an der Universität München. Vor seiner Berufung nach Bayern war Furtwängler seit 1880 Assistent in der Skulpturensammlung und dann im Antiquarium der Königlichen Museen in Berlin gewesen, wo er zum inneren Kreis der Klassischen Archäologen um Alexander Conze und Ernst Curtius gehört hatte. Seine profunden Materialkenntnisse eignete sich Reinecke in der von J. Ranke gegründeten „Prähistorischen Staatssammlung“, auf zahlreichen Museumsreisen und vor allem durch seine elfjährige Tätigkeit als Direktorialassistent im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz an. In stetigem Kontakt zu Furtwängler war das Interesse des gebürtigen Preußen an Bayern groß. Um die Jahrhundertwende geißelte er in Briefen an Furtwängler und auch öffentlich die Berliner Erwerbungspraktiken unter Voß und bezog im Bayerisch-Berlinischen Museumsstreit von 1902 eindeutig Position.⁶⁹ Zwischen 1902 und 1907 bekämpfte er zusammen mit A. Furtwängler den Direktor (1885–1916) der Prähistorischen Staatssammlung München, Johannes Ranke (1836–1916), und dessen Schüler Ferdinand Birkner, ab 1908 Kustos und später Direktor derselben Institution,⁷⁰ die wie Voß und die Virchow-Schule an der rein naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Prähistorie festhielten und von der durch die Klassischen Archäologen geforderten historischen Deutung der Funde nichts wissen wollten. Wie in Berlin mit Schuchhardt, kam in München der Paradigmenwechsel im selben Jahr 1908 mit der Berufung Paul Reineckes zum Konservator für Vorgeschichte beim „Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns“.⁷¹

Gleich zum Dienstantritt in Berlin erreichte Schuchhardt ein Glückwunsch-Telegramm des Vorsitzenden der BGAEU, Karl von den Steinen, in dem dieser Schuchhardt anbot, die Ablehnung des „archäologischen“ Betriebes in der Vorgeschichtsforschung und damit den Zwiespalt zwischen Ost- und Westdeutschland nicht fortzusetzen. Schuchhardt erwarb umgehend die Mitgliedschaft, wurde in den Vorstand gewählt, war dreimal Vorsitzender und wurde zum 70. Geburtstag mit der Maaß-Medaille „für wissenschaftliche Forschung“ und zum 80. mit der Verleihung der Virchow-Plakette „für Verdienste um die Gesellschaft“ geehrt.⁷²

Die sicher auf die wissenschaftliche Reputation und souveräne Haltung Schuchhardts zurückzuführende Entkrampfung der seit langem andauernden Spannungen zwischen dem Berliner Völkerkundemuseum, den preußischen Provinzialmuseen sowie den Altertumsverbänden offenbarte sich auch schon auf der Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Dortmund zu Ostern 1908. Obwohl Jacobus Reimers (1850–1914), von 1890 bis 1910 Direktor des Provinzialmuseums in Hannover,⁷³ und alter Kontrahent Schuchhardts mit Hilfe seines Assistenten Hans Hahne (1875–1935), Arzt und von Kossinna promovierter Prähistoriker (ab 1912 Direktor des Provinzialmuseums in Halle an der Saale), den eigens aus Berlin angereisten Gustaf Kossinna als Vorsitzenden vorschlug, wurde dennoch Schuchhardt einstimmig wieder gewählt und behielt zudem weiterhin die Leitung des „Urnenfriedhofwerkes“, die sich eigentlich Reimers selbst zugedacht hatte. Mit Spannung erwartete man dort den Vortrag von Hans Lehner aus Bonn zum Verhältnis der Provinzial- und Territorialmuseen untereinander, zum Central-Museum in Mainz und zu den K. Museen in Berlin, wobei es zum Berliner Museum heißt, dass es „*sich sehr schlecht darstellte*“. Gegen alle Bedenken und Vorbehalte hoffte man aber auf Besserung, „*da einer der Unseren, den wir kennen und schätzen, Berliner Direktor geworden ist*“.⁷⁴

⁶⁹ Bertram 2002c, 38 f.

⁷⁰ Wamser 1998, 13 ff., bes. 20 ff.

⁷¹ Kellner 2003.

⁷² Andree 1969, 9 ff., bes. 99.

⁷³ In Heidelberg promovierter Klassischer Archäologe, von 1884 bis 1890 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei den Kgl. Museen in Berlin und 1890 zum ersten hauptamtlichen Direktor des Provinzialmuseums in Hannover gewählt, aber „*keine Ahnung von Prähistorie*“ [Kossinna]: Grünert 2002, 209.

⁷⁴ Schuchhardt 1944, 288. – Im Protokoll zur „ersten gemeinsamen Tagung des Südwestdeutschen und des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung“ von E. Krüger wird der Vortrag von Lehner resümiert und das RGZM gelobt. Dagegen jedoch: „*Das Berliner Museum gräbt mit Recht in ganz Deutschland aus, aber die Art, wie die Altertümer nach Berlin kommen, [...] hat berechnete Klagen geweckt. Diese Zeiten sind durch die Berufung Schuchhardts hoffentlich vorbei.*“: Krüger 1908, 38 f.



Abb. 4: Ausgrabung auf der Römerschanze Potsdam im Jahr 1908. Nach: Schuchhardt 1909b, Taf. 24,2.

Ausgrabung Römerschanze

Nach der Rückkehr aus Skandinavien bekam Schuchhardt von Bode 1.000 Mark geschenkt, damit er die Grabungen auf der Römerschanze bei Potsdam beginnen konnte (Abb. 4). Offensichtlich war auch dies Teil der Zusagen, die Bode in Hannover gemacht hatte und wofür er das Geld wahrscheinlich privat vorschoss, weil im Museumsfonds nur Mittel für Erwerbungen, aber nicht für wissenschaftliche Ausgrabungen eingestellt waren.⁷⁵

Bei der Ausgrabung griff Schuchhardt auf seine Erfahrungen in Nordwestdeutschland, vor allem im Römerlager Haltern, zurück, denn „in ganz Ostdeutschland war eine auf Holzspuren abgestellte [Ausgrabung] noch nicht gemacht worden. Gerade die Burgengrabungen waren immer nur Tastungen gewesen“.⁷⁶ Die Untersuchungen vor den Toren Berlins – zu einer sonntäglichen Prospektion auf der Schanze hatte Schuchhardt schon ein Jahr vor seinem Amtsantritt Gelegenheit⁷⁷ – verliefen erfolgreich und vor allem publikumswirksam, wobei die oft kolportierte „Erfindung des Pfostenlochs“ auf der Römerschanze wohl eine Ausblühung des Berliner Zentrismus war, da dieses archäologische Phänomen

anderswo längst bekannt gewesen ist. Bode jedenfalls erbat sich einen Bericht, den er dem Kaiser vorlegte. Trotz der aktuellen Krise um den Burenkrieg besuchte Wilhelm II. am 2. November 1908 samt Kaiserin und Prinzessin die Grabung und meinte, „so etwas habe ich noch nie gesehen!“.

Die vom „Ungenannten Gönner“⁷⁸ – was Schuchhardt in seinen Lebenserinnerungen von 1944 allerdings nicht erwähnt – mit finanzierten, relativ großflächigen Untersuchungen wurden 1909 unter Mitwirkung von Max Ebert fortgesetzt und 1911 unter Beteiligung des Breslauer Studenten Gerhard Bersu, dem späteren ersten Direktor der Römisch-Germanischen Kommission,⁷⁹ abgeschlossen.⁸⁰

Museumsplanung

Schuchhardt war von Wilhelm Bode 1908 unter anderem mit der Zusage nach Berlin geholt worden, dass die Vorgeschichte, neben den vier ethnologischen Abteilungen, in Dahlem ein neues Museum bekommen würde.⁸¹ 1911 war dort das erste Gebäude, der heute so genannte Bruno-Paul-Bau, fast fertig gestellt und als nächstes sollte der Neubau des Vorgeschichtsmuseums in Angriff genommen werden. Schuchhardt legte dem Generaldirektor einen Plan vor: „ein Rechteck wurde in der Mitte der Langseite vom Eingang aus durch einen Riegel zerschnitten, der durch zwei Stockwerke gehen und Nachbildungen von großen Stücken, wie Menhirs, Jupitersäulen, aufnehmen sollte. Um die seitlichen beiden Hälften sollte sich an der Außenseite die Schausammlung, an der Hinterseite, um den Lichthof, die Studiensammlung ziehen“.⁸² Für diese grobe Nutzeranforderung entwarf Bruno Paul (1874–1968), der Direktor der Kunstgewerbeschule,⁸³ einen Bau im frühen Empirestil von etwa 1790, zu dem Kultusminister Trott zu Solz meinte: „Ich dachte, wenn man ein Vorgeschichtsmuseum baut, würde es eine Art Stallgebäude werden, aber dies ist ja ein wunderhübsches Schlößchen!“ Nach Schuchhardt schien „alles auf gutem Wege zu sein“ als sich

⁷⁵ Bis dahin waren die meisten Ausgrabungen und Prospektionen von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, von Rudolf Virchow und der Virchow-Stiftung sowie von Mäzenen finanziert worden – vgl. dazu den Beitrag von A. Lewerentz in diesem Band.

⁷⁶ Schuchhardt 1944, 281.

⁷⁷ Schuchhardt 1944, 281.

⁷⁸ Dazu vgl. weiter unten.

⁷⁹ Krämer 2001, 7.

⁸⁰ Schuchhardt 1912.

⁸¹ Gaethgens/Paul 1997, 247. – Zum so genannten „Berliner Museumsstreit“ in den Jahren 1906 bis 1908 vgl. aus der Sicht des Prähistorikers: Grünert 2002, 162. – Auch Kossinna hatte sich in den Streit eingemischt und kämpfte vehement um die Anerkennung und wissenschaftliche Wertschätzung der Vorgeschichte sowie gegen die „Abschiebung“ der Museumsabteilung in das damals weit außerhalb Berlins gelegene Dahlem.

⁸² Schuchhardt 1944, 378.

⁸³ Lang 1975.

„plötzlich“ – was wohl kaum der Wahrheit entspricht – Herr von Heydebrand (1851–1924), der große Freund der Vorgeschichtsabteilung,⁸⁴ an Bode wandte und meinte: „das Vorgeschichtliche Museum mit seiner Troja-Sammlung verknüpfte sich in so erfreulicher Weise immer mehr mit den archäologischen Sammlungen von Italien, Griechenland, Ägypten und Vorderasien, daß man es nicht mit den ethnologischen Sammlungen nach Dahlem legen, sondern bei den verwandteren in Berlin lassen sollte“.⁸⁵ Dieser Meinung schlossen sich Bode und Schuchhardt gerne an, denn so Schuchhardt: „Die Verkoppelung mit der Ethnologie im Museum und in der AEU-Gesellschaft, und der Einfluss Virchows, der auch meinen Vorgänger Albert Voß, einen alten Arzt, zum Direktor gemacht hatte, war schuld daran, daß die philologischen Oberlehrer jener einzigen Gesellschaft, in der die Vorgeschichte betrieben wurde, völlig fernblieben, während man in Hannover im „Historischen Verein“ sich gerade auf sie sehr stark verlassen können. Jetzt war aber Robert Zahn, der 2. Direktor der Antikenabteilung, in unserer Sachverständigen-Kommission, und ich war in der des Antikenmuseums. Damit war schon der neue Weg vorgezeichnet, den nun auch Heydebrand empfahl“.⁸⁶

Nach dieser weit über die Standortfrage hinausgehenden Entscheidung, deren Vorbereitung schon die Berufung des Archäologen und Philologen Schuchhardt Rechnung getragen hat, sollte die Vorgeschichte das gesamte Völkerkundemuseum an der Königsgrätzer Straße erhalten, sobald die ethnologischen Sammlungen nach Dahlem hinausgezogen wären. Diese Rochade kam wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges nicht zustande und alle Abteilungen blieben in drangvoller Enge an ihrem alten Standort, weil der Neubau in Dahlem langfristig als Depot für sämtliche Königlichen Museen genutzt werden musste.

Schuchhardt, die Prähistorische Zeitschrift und Kossinna

Schuchhardt baute von Anfang an auf Kooperation und Koexistenz. Was ihm im eigenen Haus mit A. Götze mit Abstrichen und im Umfeld in Berlin mit der BGAEU und auch dem Märkischen Museum⁸⁷ gelang, gestaltete sich mit dem örtlichen Universitätsvertreter schwierig. Gustaf Kossinna (1858–1931) (Abb. 5), ab 1902 außerplanmäßiger Professor für „Deutsche Vorgeschichte“ an der Friedrich-Wilhelms-Universität führte schon als Bibliothekar an

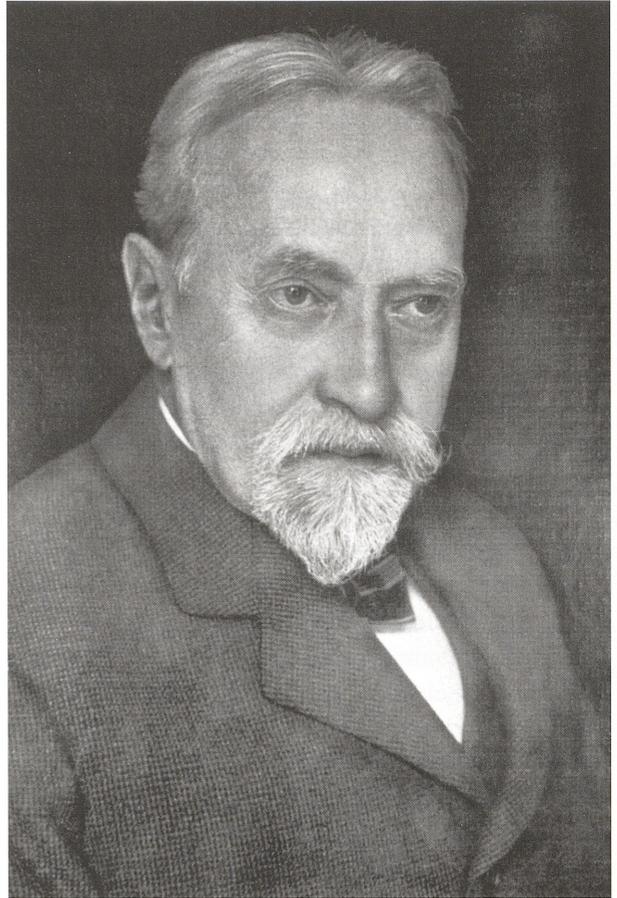


Abb. 5: Gustaf Kossinna (1858–1931). Foto: Archiv MVF.

der Königlichen Bibliothek in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts sozusagen einen Zweifrontenkrieg. An der renommierten BGAEU bemängelte er die naturwissenschaftliche Ausrichtung, den Dilettantismus sowie vor allem das Patriarchentum Rudolf Virchows und bei den an der Universität und im Deutschen Archäologischen Institut (DAI) tätigen

⁸⁴ Ernst von Heydebrandt und der Lasa (1851–1924), Gutsbesitzer und ultrakonservatives Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses von 1888–1918.

⁸⁵ Schuchhardt 1944, 378.

⁸⁶ Schuchhardt 1944, 379.

⁸⁷ Albert Kiekebusch, Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung, war zwar von Kossinna 1907 promoviert und an das Märkische Museum empfohlen worden, wehrte sich aber entschieden gegen die Beeinflussung durch seinen akademischen Lehrer. Obwohl Gründungsmitglied, hielt er sich von der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte fern und publizierte nicht in Kossinnas Zeitschrift *Mannus*, sondern in Schuchhardts prähistorischer Zeitschrift: Grünert 2002, 214. – Mit Schuchhardt tauschte er sich über die jeweiligen Grabungsergebnisse aus. Eine manchmal vermutete Konkurrenz zwischen dem „Staatmuseum“ und dem Märkischen Museum ist in der Ära Schuchhardt weder literarisch noch aktenmäßig nachzuweisen.

Klassischen Archäologen deren Arroganz sowie das Desinteresse an der germanischen Altertumskunde. Er fühlte sich als Mentor und Motor einer sich neu organisierenden Vorgeschichtsforschung, die einerseits über die rein naturwissenschaftliche Behandlung des Forschungsgegenstandes hinaus gehen und, im Gegensatz zu den Klassischen Archäologen, das Schwergewicht der Wissensermittlung auf Mitteleuropa legen sollte.

Unter schwierigen äußeren Umständen scharte er an der Universität eine zunehmend wachsende Schar von Studenten um sich, so dass bald von einer Kossinna-Schule gesprochen wurde. Systematisch versuchte er, seine Position im Fach auf allen Ebenen auszubauen, traf aber in der Universität und im kulturellen Umfeld in Berlin fast überall auf Widerstand oder Ignoranz, die nicht nur seine Person, sondern vor allem die Akzeptanz der Vorgeschichte als selbständige akademische Disziplin in Frage stellten. Zwar gelang es ihm, seinen ersten Promoventen, Albert Kiekebusch, als Nachfolger von Ernst Friedel 1907 im Märkischen Museum zu installieren, sein Bemühen um das seit 1906 vakante Direktorat der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums aber scheiterte, weil sich die Generaldirektion der Königlichen Museen, das DAI und die BGEAU einhellig gegen Kossinna entschieden.⁸⁸ Dass dann mit Carl Schuchhardt ausgerechnet noch ein Klassischer- und in seinen Augen noch dazu unfähiger Archäologe zum Direktor gemacht wurde, trug Kossinna seinem Altersgenossen zeitlebens nach. In einem an den Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt am Main gerichteten Brief schrieb er 1916 im Zusammenhang mit einer posthumen Verunglimpfung von Loeschcke:⁸⁹ „Der zweite

*Stein des Anstoßes ist ja bekanntlich Schuchhardt, gleichfalls von großer Unwissenheit auf dem Gebiete der europäischen Vorgeschichte, dabei überhaupt ein wissenschaftlicher Gaukler und Erzschaumschläger; dazu wie Löschke ein gefährlicher Intrigant, beseelt von großem Ehrgeiz“.*⁹⁰ Demgegenüber, so stellt er es – wohl zeitbedingt – in seinen Lebenserinnerungen dar,⁹¹ respektierte Schuchhardt seinen Widersacher Kossinna wissenschaftlich und war um ein gedeihliches Auskommen bemüht. Auch um verständnisvolle Worte ist Schuchhardt nicht verlegen: „Die Beobachtung im Gelände war nicht Kossinnas Sache.[...] In seiner „Deutschen Vorgeschichte“ hat er kein Haus, kein Grab, keine Burg im Grundriss oder Aufbau abgebildet. Das Museums-Material war seine Welt: die Gefäße, Geräte, Waffen und Schmucksachen, und hier hat er ja auch Vorbildliches geleistet“.⁹²

Ein weiterer Grund für die permanenten Missstimmigkeiten zwischen Kossinna und Schuchhardt war die Gründung der „Prähistorischen Zeitschrift“ gewesen. Im Hinblick sowohl auf die Publikation der für Ostdeutschland so wichtigen Ausgrabungen auf der Römerschanze bei Potsdam, weiteren für 1909 geplanten Untersuchungen in Lossow und von Gräbern in Südrussland durch A. Götze und M. Ebert bzw. Ausgrabungen von H. Schmidt in der jungsteinzeitlichen Siedlung von Cucuteni in der Moldau, als auch für die Arbeit in den Sammlungen (sic!), hielt es Schuchhardt für unumgänglich, eine spezielle Zeitschrift für Vorgeschichte zu gründen. Er wandte sich mit seinem Ansinnen an von den Steinen, dem Vorsitzenden der BGAEU, weil er „den großen, durch Rudolf Virchow gewonnenen Interessentenkreis von Anfang an mit dabei haben wollte“.⁹³ Die-

⁸⁸ Grünert 1992, 118.

⁸⁹ Loeschcke (vgl. Anm. 14) war für Kossinna der Inbegriff der aufgeblasenen Klassischen Archäologen, die an der Universität all das im Überfluss bekamen, was ihm, trotz seiner Leistungen, versagt blieb. Loeschcke, erst 1912 mit traumhaften Zusagen für die Ausstattung seines Instituts nach Berlin berufen, war in der Reichslimeskommission tätig gewesen und gehörte der Zentraldirektion des DAI an. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern des Süd- und Westdeutschen Verbandes für Altertumforschung sowie der Römisch-Germanischen Kommission und hatte einen Sitz im Gesamtvorstand des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz. Er, der Freund Schuchhardts, war gegen eine Verselbständigung der Fachdisziplin Urgeschichte und für eine enge Zusammenarbeit mit den Prähistorikern, allerdings unter der Ägide der Klassischen Archäologie.

⁹⁰ Grünert 2002, 173.

⁹¹ Schuchhardt 1944, 288 f.

⁹² Aus heutiger Sicht kann nur spekuliert werden, wie Kossinna mit dem immensen Fundbestand der Vorgeschichtlichen Abtei-

lung umgegangen und inwieweit er methodologisch fähig gewesen wäre, auf dieser Grundlage Typologien und chronologische Systeme zu entwickeln. Sicher aber scheint, dass er sich als gelernter Bibliothekar und Realienforscher mehr auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Museumsbestände und weniger auf Ausgrabungen und Reisen konzentriert hätte. Vielleicht wäre dann in Berlin ähnlich Grundlegendes wie die Periodisierung der Nordischen Bronzezeit in Stockholm durch Oskar Montelius oder später der vorrömischen Metallzeiten in Süddeutschland durch Paul Reinecke im RGZM Mainz im europäischen Rahmen hervorgebracht worden.

⁹³ „Als ich vor einem Jahr nach Berlin kam, habe ich den bei der Prähistorischen Abteilung längst bestehenden Wunsch nach einer Zeitschrift dahingehend erweitert, dass sie nicht ein bloßes Museumsorgan, sondern ein allgemein wissenschaftliches werden müsse, an dem die bestehenden Organisationen für vorgeschichtliche Forschung: die anthropologischen Gesellschaften und die west- und süddeutschen Verbände zu beteiligen seien.“: Schuchhardt 1909c, 98; Schuchhardt 1944, 287.

ser willigte ein und die Anthropologische Gesellschaft war unter der Bedingung, dass die Königlichen Museen einen jährlichen Beitrag von 2.000 Mark leisteten, bereit, neben ihrer „Zeitschrift für Ethnologie“ eine gesonderte „Prähistorische Zeitschrift“ zu verlegen.

Als Mitherausgeber hatte Schuchhardt den Universitätslehrer Kossinna vorgesehen, den von den Steinen jedoch nicht akzeptierte, worauf für diese Aufgabe der Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Karl Schumacher, und Hans Seger (1864–1943), Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, gewonnen wurden. Diese personelle und geographische Konstellation war zwar für den West-Ostausgleich günstig, hatte aber die schwerwiegende Folge, dass der zutiefst gekränkte Kossinna zwar nicht aus der BGAEU austrat, aber, wie schon länger geplant, am 3. Januar 1909 im Märkischen Museum in offener Gegnerschaft die „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte“ und die Zeitschrift „Mannus“ gründete,⁹⁴ die, trotz des anfänglichen Boykotts durch die Verbände für Altertumsforschung, in der Popularisierung des Faches in der Zukunft eine äußerst problematische Rolle spielen sollte.⁹⁵ Pikanterweise half Alfred Götze, der nach seinen im Nachlass in Römhild erhaltenen Tagebüchern schon während seiner Zeit als amtierender Direktor eine prähistorische Zeitschrift gründen wollte, was allerdings von Bode verhindert worden sei, Kossinna bei der Suche nach einem Herausgeber für den „Mannus“. Er publizierte im Kossinna-Organ und trat noch im Gründungsjahr als einziger Mitarbeiter der Vorgeschichtlichen Abteilung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte bei,⁹⁶ was dem Verhältnis zu seinem Vorgesetzten sicherlich nicht förderlich war.

Der Graben zwischen Kossinna und Schuchhardt bzw. dem wissenschaftlichen Establishment in Berlin im Allgemeinen wurde noch durch die Berufung Schuchhardts in die Preußische Akademie der Wis-

senschaften vertieft.⁹⁷ Dieses „Avancement“, das dem Geehrten eine jährliche Remuneration von immerhin 900 Mark, den Titel Geheimrat und die – von ihm allerdings nie beanspruchte – Lehrberechtigung an allen preußischen Universitäten einbrachte,⁹⁸ hatte Kossinna selbst ausgelöst, weil er sich im Schlusswort seines 1912 erschienen Buches „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ darüber entrüstete, dass diese illustere wissenschaftliche Einrichtung noch keinen Vertreter der Vorgeschichtsforschung in ihrer Mitte habe. Darauf taten sich einige einflussreiche Freunde Schuchhardts und zugleich Mitglieder der historisch-philosophischen Klasse, darunter Alexander Conze, Eduard Meyer und Georg Loeschcke⁹⁹ zusammen und haben nicht Kossinna, sondern Schuchhardt „zur Wahl gebracht“.

Der endgültige Bruch zwischen den beiden prominentesten Exponenten der Vorgeschichtsforschung in Berlin ergab sich aus der parallelen Bearbeitung des Goldfundes von Eberswalde. Kossinna hatte sich die Publikationserlaubnis auf unlauterem Weg eingeholt, brachte seinen Band früher heraus als Schuchhardt den seinen und bezichtigte diesen darin auch noch in ehrenrühriger Weise der Inkompetenz.¹⁰⁰

Abgesehen von den Querelen mit Kossinna waren die ersten Jahre des Direktorats Schuchhardts in Berlin von Erfolg geprägt. Er hat die Vorgeschichtliche Abteilung reorganisiert, die Schausammlung neu aufgestellt und vor allem die Fronten zwischen den naturwissenschaftlich-evolutionistisch bzw. archäologisch-historisch orientierten Lagern abgebaut. Wichtig war dabei die Gründung der Prähistorischen Zeitschrift, in der Anhänger beider Richtungen unter dem Dach der BGAEU auftreten konnten. Und so findet Schuchhardt 1944 rückblickend auch, dass er bei seinem Dienstantritt in Berlin „viel Teilnahme und gute Mithilfe [...] zielstrebige Grabungen und umfassende Reisen machen zu können, für Publikationen immer gute Gelegenheit gehabt“ hätte. Was er

⁹⁴ Kossinna wollte die bestehenden Organisationen in Berlin nicht an der Zeitschrift beteiligen. Den Anthropologen warf er einen „öden mechanischen Betrieb der vorgeschichtlichen Wissenschaft“ vor, und „die im letzten Jahrzehnt emporgekommene rheinische Römerforschung“ beschuldigte er des „ebenso planmäßig angelegten als innerlich unberechtigten Versuches, die geräuschlos und ohne Reklame arbeitenden Vertreter der vorgeschichtlichen Forschung aus dem Sattel zu heben“: Schuchhardt 1909c, 98.

⁹⁵ Grünert 1992, 119.

⁹⁶ Grünert 2002, 161.

⁹⁷ Ernennung Schuchhardts zum ordentlichen Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften gewürdigt in der Vossischen Zeitung, Rubrik „Kunst, Wissenschaft und Literatur“ vom 9. August 1912. – Vgl. Anm. 44.

⁹⁸ Schuchhardt 1944, 310; Grünert 2002, 162.

⁹⁹ Vgl. Anm. 89.

¹⁰⁰ Kossinna 1913; Schuchhardt 1914c. – H. Grünert, der wohl beste Kossinna-Kenner bezweifelt, dass dieser „unlauter“ gehandelt hätte, sondern bona fide. Frdl. Mitt. H. Grünert vom 28.3.2005.

nicht ahnen und auch nicht verhindern hätte können, war die zunehmende Stärkung des Kreises um Gustaf Kossinna und seiner späteren Epigonen, die noch in der Kaiserzeit das säten, was dann nach der Pensionierung der beiden Kontrahenten in den 30er Jahren aufbrach und die Fachwissenschaft wieder in ein Lager mit einer zunehmend weltanschaulich gefärbten „deutschen“ Urgeschichtsforschung und eines mit den Sympathisanten der Römisch-Germanischen Kommission gespalten hat.

Reisen, Studieren, Erwerben

In Schuchhardts „Aus Leben und Arbeit“ ist über die Verhältnisse im Museum selbst wenig zu erfahren, doch ergibt sich aus den Publikationen und den Archivalien das Bild eines operativen und effektiven wissenschaftlichen Mitarbeiterstabes. Die Schausammlung stand seit August 1908 und so blieb viel Zeit für Reisen, die zur Information, Kontaktpflege, zu Studien und für Erwerbungen dienten, wobei sich die Kategorien vielfach vermischten. Ausgrabungen führte Schuchhardt, wie seine Kollegen, meistens im Urlaub durch, wie er im Kapitel „Vierlei Reisen und kleinere Grabungen“¹⁰¹ schreibt. Und wenn er da 1910 ausnahmsweise einmal mit der Familie Urlaub auf Amrum macht, verfasst er im Strandkorb einige Artikel für Hoop's Reallexikon der germanischen Altertumskunde, besucht die Grabung im Amrumer Grabhügelfeld und fährt dann mit dem Schiff nach Sylt, um seinen „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen“ voranzubringen. Auf der Rückreise von Amrum über Helgoland und Cuxhaven nach Vege-sack, von wo aus er seine Familie ins Sommerhaus nach Arolsen schickt, macht er sich auf zu weiteren archäologischen Unternehmungen.

Mit einem zeitgenössischem Wissenschaftsproblem, nämlich der Frage nach der Germanisierung oder Indogermanisierung der Megalithgräber-Kultur, beschäftigte er sich ein paar Tage im niedersächsischen Zeven, wo einige Grabhügel mit deutlich erkennbaren Holzeinbauten offen lagen. Der Ausgräber er-

laubte ihm „nachzuschürfen“ und einige Pläne aufzunehmen. In seinen Büchern „Alteuropa“¹⁰² und „Vorgeschichte von Deutschland“¹⁰³ zog er dann aus derart kursorischen Untersuchungen weitreichende Schlüsse, die schon damals heftig angezweifelt wurden. Eine weitere Woche wanderte er in diesem „Urlaub“ am Limes Saxoniae entlang, fasste den Entschluss, dort im nächsten Jahr an einigen Stellen zu graben, bevor er über Stettin nach Gut Colbitzow fuhr, um sich mit einem Burgwallkomplex bei Schöningen zu beschäftigen, den er nach einer einwöchigen Untersuchung als Lausitzer Burg deutete.¹⁰⁴

Im September 1910 reiste Schuchhardt in Begleitung von Willy Pastor (1867–1933), dem bekannten Kunst- und Kulturjournalisten,¹⁰⁵ der sich für den „schönsten Sonnentempel der Alten Welt“ wiederholt begeistert hatte, über London, Salisbury und Avebury nach Stonehenge. Bei seinem England-Aufenthalt 1903 war ihm in Aussicht gestellt worden, dort graben zu dürfen; der Antrag war aber von der Britischen Regierung abgelehnt worden. So musste die wissenschaftliche Autorität Schuchhardt dem mitgereisten Journalisten durch bloße Geländebeobachtung und scharfsinnige Überlegungen seine Interpretation von Stonehenge als eine Grabanlage plausibel machen, der sich aber von „seiner schönen Schwärmerei“, es handele sich um einen Sonnentempel, nicht abbringen ließ.¹⁰⁶ Schuchhardt blieb zeitlebens bei seiner Interpretation¹⁰⁷ und hatte grundsätzlich etwas gegen das „Bemühen, in Steinkreisen, regelmäßig gruppierten Grabhügeln und auffälligen Felsen, wie die Externsteine, astronomische Beobachtungsstellen zu erkennen“.¹⁰⁸

Le Moustier, Combe Capelle, Lauselle und die Folgen

Im August 1908 hatte Otto Hauser, der bekannte Schweizer Archäologe und Antiquar, Vertreter der BGAEU zu einer Reise in die Dordogne nach Les Eyzies eingeladen, um der Hebung des Neandertaler-Skelettes von Le Moustier beizuwohnen, an der

¹⁰¹ Schuchhardt 1944, 289 ff. – Zu „Urlaub“ vgl. die Preußische Staatsbeamten-Gesetzgebung, Abschnitt 12 „Urlaub und Stellvertretung“ in der Fassung von 1907: *Urlaub wird nur aus Billigkeitsrücksichten gewährt, soweit das dienstliche Interesse nicht entgegensteht. Sonst wegen Krankheit oder zur Herstellung der Gesundheit. Urlaub muss genommen und gewährt werden, wenn sich der Beamte, auch im dienstlichen Interesse, von seinem Dienstort entfernt. Die Fortzahlung der Bezüge ist für sechs Wochen gewährleistet, ansonsten muss ein Sonderantrag auf Verlängerung eingereicht werden.*

¹⁰² Schuchhardt 1919; 1926a; 1935; 1941.

¹⁰³ Schuchhardt 1928; 1934; 1935; 1939; 1943.

¹⁰⁴ Schuchhardt 1911a.

¹⁰⁵ Zur Rolle Willy Pastors im „Berliner Museumsstreit“ vgl. Wiwjorra 2001.

¹⁰⁶ Schuchhardt 1910.

¹⁰⁷ Schuchhardt 1941, 85.

¹⁰⁸ Schuchhardt 1944, 292.

Schuchhardt aus privaten Gründen aber nicht teilnehmen konnte.¹⁰⁹ Im Jahr darauf entdeckte Hauser das Skelett eines frühen Homo sapiens sapiens in Combe Capelle und bot schließlich die beiden Aufsehen erregenden Funde 1910 dem Völkerkundemuseum in Berlin zum „ungeheuerlichen“ Preis von 160.000 RM an (Abb. 6). Entgegen dem Gutachten des Direktors der afrikanischen und ozeanischen Abteilung des Völkerkundemuseums, Felix von Luschan, und Vorbehalten seitens des Kultusministeriums arrangierte erstaunlicherweise der Kunsthistoriker Bode den spektakulären Ankauf, zu dem er privat 10.000 RM beitrug, mit Unterstützung des Kaisers über private Spenden. Den Rest des in Raten an Hauser ausbezahlten Betrages musste Jahre später schließlich doch noch das Kultusministerium aus seinem Haushalt bereitstellen.¹¹⁰

„Durch diese verschiedenen wichtigen Erwerbungen war unser Interesse am Paläolithikum ein ganz erhebliches geworden. [...] Das gab Anlass zu mehreren französischen Unternehmungen.“¹¹¹ Ein „begeisteter Berliner Finanzmann“ (es handelte sich um den Bankier Prof. Ludwig Darmstädter, den Schuchhardt zwar noch in der ersten Auflage von „Alteuropa“, aber nicht mehr in seinen Lebenserinnerungen namentlich nennt) lud den Direktor zu einer sechswöchigen Automobilreise durch Frankreich ein, die von Mitte April bis Ende Mai 1912 dauerte. Schuchhardt besuchte 38, z. T. mit der Eisenbahn nicht erreichbare Museen und mit besonderem Interesse „das Reich Hausers“ in der Dordogne. Von diesem pachtete er für September/Oktobre für eine Pauschalsumme von 3.000 Mark, die der Bankier übernehmen sollte, alle Ausgrabungsplätze in der Gegend um Les Eyzies.¹¹²

Gewagte Erwerbungen

Bald nach Rückkehr von der Reise durch Frankreich, wo er in Paris den Geologen Dr. Wiegers für die geplanten Ausgrabungen im Périgord gewinnen konnte, tätigte Schuchhardt einen bedeutenden, aber folgeschweren Ankauf, der auf Vermittlung von Professor Max Verworn (1863–1921), Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Bonn und Mitglied der dortigen Zweigesellschaft für Anthro-

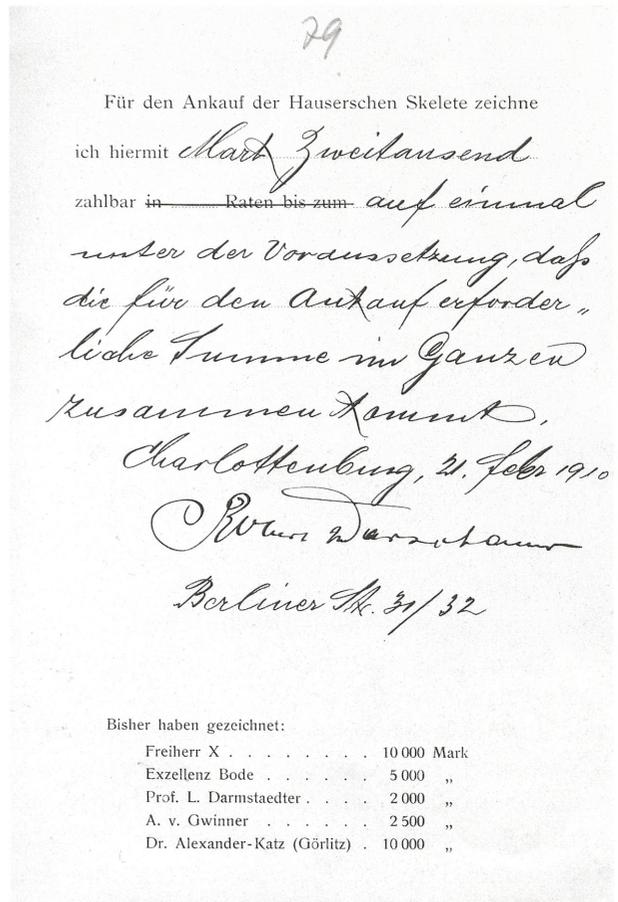


Abb. 6: Spendenzeichnung zum Ankauf der Skelette von Combe Capelle und Le Moustier. SMB-PK/MVF, IA 18, Bd. 1, Bl.103.

pologie, Ethnologie und Urgeschichte, zustande kam. Es handelte sich um einen 40 x 35 x 20 cm messenden Kalksteinblock mit der ca. 23 cm hohen naturalistischen Figur im Flachrelief einer fülligen nackten Frau mit Horn in der rechten Hand (Abb. 7). Der Stein stammte aus dem Abri von Lauselle und war dem Bonner Gelehrten vom angeblichen Finder und Eigentümer, dem in Les Eyzies ansässigen professionellen Ausgräber Raymond (bzw. nach den Gerichtsakten Jean-Pierre) Peyrille, zum Kauf angeboten worden. Der Stein befand sich bereits seit Februar 1912 in Bonn, wo ihn Verworn öffentlich vorgestellt hatte und er auch in der überregionalen Presse Erwähnung fand. Verworn konnte den Kaufpreis von 18.000 Franken nicht aufbringen und stellte die Verbindung zwischen Schuchhardt, den er im

¹⁰⁹ Schuchhardt 1944, 295.

¹¹⁰ Zu Otto Hauser und den Geschehnissen um den Ankauf der paläolithischen Funde aus der Dordogne vgl. ausführlich: Drößler/Freyberg 2000; A. Hoffmann 2003.

¹¹¹ Schuchhardt 1944, 297.

¹¹² Schuchhardt 1944, 298.



Abb. 7: Der Stein mit der Venus von Lauselle. Foto: Archiv MVF.

April in Les Eyzies kennen gelernt hatte, und dem Anbieter her. Peyrille, mit dem Verworn „*seit Jahren in Verbindung*“ stand und der „*seit 7 Jahren in Lauselle ausgegräbt*“, bat Schuchhardt über Verworn, seinen Namen bei der Transaktion nicht zu nennen¹⁰⁴ und erklärte sich mit dem Verkauf des Steines an Schuchhardt einverstanden.¹¹³

Am 14. Juni 1912 kam der Stein aus Bonn in Berlin an,¹¹⁴ tags darauf gab die Sachverständigen-Kommission den Ankauf frei und eine Woche später konnte Schuchhardt an Peyrille schreiben, dass „*er den Stein von Verworn gekauft habe und daß ihm [Peyrille] mit Datum vom 24. Juni 1912 von der Deutschen Bank Berlin 18.000 Franken auf sein Konto bei der Crédit Lyonnais überwiesen wurde*“. Das Geld hatte wiederum der großzügige Mäzen Ludwig Darmstädter vorgestreckt, wobei Schuchhardt trickreich Verworn als Verkäufer anführte, so als ob er nur dessen Rechnung mit Peyrille begleiche. Allerdings wurde die bedeutende Neuerwerbung nicht, wie sonst üblich, sofort öffentlich ge-

zeigt, sondern verblieb im Büro des Direktors, vermutlich um eventuellen Kalamitäten hinsichtlich der Herbstgrabungen in Frankreich vorzubeugen. Dennoch ließ sich die trickreiche Erwerbung der „Venus von Lauselle“ nicht geheim halten und in der Folge kam es zu zahlreichen Verkaufsangeboten französischer Sammler und Antiquare.¹¹⁵

Nach einem sommerlichen Intermezzo, bei dem Schuchhardt im Auftrag des Kultusministeriums mit einem Etat von 300 Mark vermeintliche Grabhügel im fälschlich als Ort der Schlacht im Teutoburger Wald angenommenen Arnberger Wald untersuchte,¹¹⁶ begannen die Grabungen in den Hauserschen Claims im Herbst 1912. Sie wurden von Dr. Wiegers, Geologische Landesanstalt, und dem Zoologen Dr. Hilzheimer vom Märkischen Museum mit Erlaubnis der französischen Regierung durchgeführt. Viel zu holen war nicht mehr, da Hauser bis auf Laugerie intermédiaire und La Micoque alle Fundstellen ausgeräumt hatte. Schuchhardt zeichnete anfänglich die Pläne im Wirtshaus von Cromagnon um, während seine beiden Begleiter in den Abris schürften.¹¹⁷ Nach 14 Tagen machte sich Schuchhardt zu einer weiteren Reise, diesmal durch Westfrankreich auf, die wiederum von dem oben genannten Gönner finanziert wurde. Dabei traf er in Amiens auf den Seminarlehrer Commont, der für 1.500 RM eine instruktive Sammlung aus seinen paläolithischen Funden für Berlin zusammenstellte, die dann Anfang 1913 bereits im Völkerkundemuseum zu sehen war.¹¹⁸ Anschließend begeisterte sich der Direktor in der Bretagne für die Steinalleen von Carnac, die er bei Gelegenheit nach allen Regeln der Kunst zeichnen und vermessen wollte, was er dann auch zwei Wochen später tat.¹¹⁹

Zurück in Les Eyzies konnte er sich vom Fortschritt der Arbeiten überzeugen und traf dort Professor Verworn, der zusammen mit einem Briten auf den von Raymond Peyrille gepachteten Fundstellen schürfte, sowie auf den Pumpnickel-Fabrikanten Sökeland, Berliner Stadtverordneter und langjähriger Schatzmeister der Anthropologischen Gesellschaft. In dessen Beisein verhandelte Schuchhardt mit Raymond Peyrille, von dem er im Juni desselben Jahres die

¹¹³ Brief Verworn an Schuchhardt vom 9. Juni 1912.

¹¹⁴ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 973/12.

¹¹⁵ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 23, E 978/12.

¹¹⁶ Schuchhardt 1912.

¹¹⁷ Dazu ausführlich: Dröbner 1988, 211 ff.; Dröbner/Freyberg 1991.

¹¹⁸ Schreiben Schuchhardts an Commont vom 5. 2. 1913: SMB-PK/MVF, IA 22, Bd. 1, E 1583/12.

¹¹⁹ Schuchhardt 1942; Schuchhardt 1944, 308 f. Abb. 28–29.

„Venus von Lauselle“ erworben hatte, erfolgreich über den Ankauf eines Kalksteinblocks mit dem Relief eines Steinbocks (bouquetin), der wohl nach der Abreise der deutschen Expedition aus dem Périgord nach Berlin geschickt werden sollte.

Ein anderer Ankauf kam im Endeffekt zum Glück nicht zustande, wobei sich Schuchhardt seiner zweifelhaften Rolle insgesamt durchaus bewusst war: „Man stelle sich vor, daß etwa ein Museumsdirektor von Paris sich in Thüringen niederlassen würde, um dort wochenlang Ausgrabungen zu machen und dann mit dem Raube abziehen zu wollen. Würde nicht am zweiten Tag schon ein deutscher Gendarm ihn zum Bahnhof geleiten?“¹²⁰ Schon im August 1912 bot ein gewisser Maurice Marsan aus Manaurie in der Dordogne schriftlich das 1,10 Meter lange und bis zu 28 cm breite Steinrelief eines Fisches in der Decke des Abri „Gorge d’Enfer“ bei Laagerie Intermédiaire zum Kauf an, worauf Schuchhardt antwortete, dass er im September nach Les Eyzies kommen würde, um das Weitere zu besprechen.¹²¹

Am 30. Oktober, also kurz vor der Abreise aus der Dordogne, schloss Schuchhardt in Manaurie mit dem Kaufmann und Höhleneigner Amedée Delprat einen Vertrag über den Ankauf des Fisches zum Preis von 9.000 Franken mit einem Zuschlag von 400 Franken für das Abnehmen des Reliefs aus dem Felsdach und die Frachtkosten nach Berlin ab. Delprat verlangte für den 15. November 1912 noch eine Abschlagzahlung von 3.400 Franken, die am 30. November überwiesen wurden (2.765,15 Mark) und erwartete für April 1913 das restliche Geld. Am 8. Dezember 1912 teilte Delprat mit „*L’extraction se fait dans de tres bonne condition, mais ca marche lentement*“, aber schon vier Tage später kam die Nachricht, dass die Grotte von Gorge d’Enfer vom französischen Ministerium unter Schutz gestellt worden sei.¹²² Delprat wollte sich mit seinem Verlust nicht abfinden und schrieb noch im März 1913

Schuchhardt wegen der Transportmodalitäten an, aber am 30. des Monats wurde der Fundplatz von Gorge d’Enfer von der Französischen Regierung zum „Monument historique“ erklärt und der Eigentümer mit einer unerheblichen Summe Geldes abgefunden.¹²³ Es dauerte dann bis zum 23. Dezember 1913, bis die königlichen Museen das vorausgezahlte Geld wieder von Delprat zurückerstattet bekamen.

Im „Abris du Poisson“ sind heute noch die Meißelspuren um die Fischdarstellung zu erkennen. Der „Entführungsversuch“ wird aber nicht mit dem ehemaligen Eigentümer oder gar Schuchhardt in Zusammenhang gebracht, sondern Otto Hauser, dem in Frankreich ungeliebten „König der Dordogne“ unterstellt, der von dieser Aktion aber gar nichts gewusst hatte.¹²⁴

Ende Oktober waren die Ausgrabungen in Les Eyzies beendet und die „Beute“ wurde in elf Kisten verpackt per Bahn nach Berlin expediert, wo sie Anfang Dezember ankam. Wiegers und Hiltzheimer fuhren am 1. November nach Berlin zurück, Schuchhardt ließ sich seinen Urlaub von der Generalverwaltung der Königlichen Museen nachträglich noch verlängern und strebte mit einem kleinen Umweg über Nordspanien, die französisch-italienische Riviera und Turin heimwärts.¹²⁵ Wie üblich besuchte er dabei viele Museen und Kulturdenkmale. Seine Reiseindrücke fasste er in seinem ersten Akademievortrag im Januar 1913 unter dem Titel „Westeuropa als alter Kulturkreis“ zusammen.¹²⁶

Nachwirkungen

Das französische Abenteuer hatte Schuchhardt aber schon am 17. November 1912 in der Person des Dr. Gaston Lalanne aus Bordeaux wieder eingeholt. Dieser sprach in Begleitung eines Konsuls der Französischen Botschaft im Völkerkundemuseum vor, um den Stein von Lauselle im Büro des Direktors

¹²⁰ Schuchhardt 1944, 305 f.

¹²¹ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 22, E 1268/12: „die Zeichnung zurückhalten!“

¹²² SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 22, E 1802/12.

¹²³ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 22, E 1802/12.

¹²⁴ Drößler 1988, 251 ff.

¹²⁵ Schuchhardt 1942, 306: „Zu einer Publikation der Les Eyzies-Unternehmung ist es nachher nicht gekommen, der alsbald ausbrechende Weltkrieg hat sie verhindert. Wir haben aber alle drei in einer Vortragsitzung der Anthropologischen Gesellschaft jeder über sein Fach berichtet, und diese Vorträge sind ausführlich in der Zeitschrift für Ethnologie 1913 S. 126-160

[Zitat ebda. S. 145: „Zum Schluß wurden mehrere Steinzeichnungen vorgeführt, von denen zwei: ein Steinbock und das Hinterteil eines Pferdes, von der Expedition mitgebracht sind, die dritte aber, das Flachrelief einer sehr korputenten Frau, schon im Sommer aus Frankreich erworben war.“] wiedergegeben. Was für das Museum geeignet war, feine Messer und Beile und ein paar Steinplatten mit Tierfiguren, sind ins Vor- und Frühgeschichtliche Staatliche Museum gekommen. Die vielen Kisten mit Werkzeugproben[...] lagern in der Staatlichen Geologischen Anstalt“.

¹²⁶ Schuchhardt 1913b.

der Vorgeschichtlichen Abteilung zu besichtigen. Er identifizierte die Skulptur als sein Eigentum und forderte es zurück. Wie später im Prozess eindeutig nachgewiesen, hatte Raymond Peyrille, der im Auftrag von Dr. Lalanne Ausgrabungen in Les Eyzies durchführte, den Fund unterschlagen. Verworn und Schuchhardt gingen aber davon aus, dass sie in gutem Glauben gehandelt hätten und auch das preußische Kultusministerium sowie das Auswärtige Amt waren der Auffassung, dass nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Völkerkundemuseum rechtmäßiges Eigentum an der Sache erworben habe.

Längst aber hatte sich die französische, britische und deutsche Presse des Themas bemächtigt und es kam wegen der „Venus von Lauselle“ und dem Ankaufsgewaren der königlichen Museen zu ernsthaften diplomatischen Verwicklungen.¹²⁷ Raymond Peyrille wurde im Januar 1913 zu sechs Monaten Gefängnis und 200 Franken Geldstrafe wegen „abus de confiance“ (Vertrauensbruch), aber nicht wegen Diebstahl oder Unterschlagung verurteilt, was wiederum die Rechtsposition Schuchhardts stärkte. Die öffentliche Diskussion über das Für und Wider der Ankaufspraktiken und auch der diplomatische Notenaustausch zogen sich bis 1915 hin und auch nach dem verlorenen Weltkrieg wurde die „Venus von Lauselle“ nicht an Frankreich ausgeliefert, sondern das Kultusministerium erklärte 1923: „Die Rechtmäßigkeit des Erwerbs steht außer Zweifel“.

Trotz der Querelen um den Stein von Lauselle führte Schuchhardt seine Geschäfte in Frankreich unbeirrt und ungeniert fort. Am 3. Dezember 1912 schrieb er an Raymond Peyrille in Les Eyzies: „j'attends avec impatience la caisse avec votre bouquetin“ und am 18. Dezember „Envoyez, s'il vous plait, toute de suite les deux pierres. Pour le bouquetin 1000 Francs sont convenus“. Am 2. Januar bestätigte Eugène Peyrille die Versendung der beiden Steine. Am 15. Januar 1913 packte Max Ebert die Kiste aus und notierte: „Der Stein ist in Saal 3 untergebracht“. Das Geschäft war am 4. Februar 1913 abgeschlossen, nachdem Eugène Peyrille auf Rechnung seines inhaftierten Vaters Raymond von der Preußischen Seehandlung 1.000 Franken für „une pierre avec la gravure d'un bouquetin [Steinbock] trouvé dans l'abris

de Laugerie basse“ erhalten hat. Aber noch einmal taucht Eugène Peyrille in den Erwerbungsakten des Museums auf.¹²⁸ Am 18. Dezember 1913 unterbreitete er das Angebot „des pierres gravées trouvées à Laugerie Basse [...] Concernant un boef attaqué par un serpent“. Mit dem Antwortschreiben Schuchhardts, es sei kein Geld zum Ankauf vorhanden, und der Randnotiz „Photo zurück halten“, bricht die Korrespondenz mit einem Brief E. Peyrilles vom Frühjahr 1914 ab.¹²⁹

Ob und vor allem wie der Stein mit dem „Stier“ in das Museum gelangt ist, bleibt unklar, weil es zu den Erwerbungen der Steine aus nachvollziehbaren Gründen weder Inventar- noch Katalognummern gibt. Im „Führer durch die Staatlichen Museen zu Berlin. Vorgeschichtliche Abteilung (1922) 12“ sind für den Saal I in den Schränkchen 7–11 unter „Kunstwerke aus dem Aurignacien und Magdalénien“ vier Objekte aus Kalkstein, nämlich die „Frauengestalt“ von Lauselle (Nr. 7), „Reste einer Tiergestalt (Dickhäuter)“ aus Laugerie Intermédiaire (Nr. 8), „Vorderteil eines Steinbocks mit großem Gehörn“ aus Les Eyzies (Nr. 9) und ein „Pferdekopf (?)“ aus Combe Capelle (Nr. 10) erwähnt.¹³⁰

Rechtlich und sittlich einwandfrei, aber dem deutsch-französischen Verhältnis kurz vor dem Ersten Weltkrieg nicht sonderlich zuträglich, war eine weitere bedeutende Erwerbung in Frankreich. Vom Mainzer Antiquar David Reiling wurden die Königlichen Museen auf die zum Verkauf stehende Sammlung der Madame Serrure hingewiesen, worauf der Kustos Hubert Schmidt im Auftrag des Generaldirektors von Bode am 16. Mai 1913 nach Paris reiste. Diese Kollektion entsprach nicht den Erwartungen, aber die Eigentümerin vermittelte ihm die Adresse des ehemaligen Notars und bekannten Archäologen C. T. Boulanger in Péronne, der seine berühmte und in großen Teilen veröffentlichte vor- und frühgeschichtliche Sammlung ebenfalls veräußern wollte. Nach dem telegraphischen Bericht Schmidts aus Péronne an Schuchhardt wurde in Berlin entschieden, dass alle gallo-römischen, fränkischen und karolingischen Funde erworben werden sollten. Am 25. Juli erfolgte der Ankauf zum Preis von 45.000 FF zuzüglich der Vermittlungsgebühr von 2.500 M und der

¹²⁷ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 23, E 1903/12.

¹²⁸ SMB-PK/MVF, IA 14, E 2045/13.

¹²⁹ SMB-PK/MVF, IA 14, E 927/14.

¹³⁰ Bei der Nr. 8 könnte es sich möglicherweise um den im Dezember 1913 von Eugène Peyrille angebotenen Stein „avec un

boef“ handeln, der dann noch vor Kriegsausbruch 1914 nach Berlin gelangt sein müsste und heute die einzige noch im Original im MVF vorhandene Steinskulptur aus der Dordogne ist.



Abb. 8: Der Goldfund von Eberswalde. Aufnahme aus dem Jahr 1913, als sich die Funde noch im Messingwerk in Eberswalde befanden. Mit frdl. Genehmigung des Vereins für Heimatkunde Eberswalde.

Transportkosten. Für den erkrankten Schmidt übernahm A. Götzte in Péronne die ausgewählten Funde, die dann in 12 Wertpaketen und 20 Transportkisten am 29. August in Berlin eintrafen und provisorisch im Saal 5 des Völkerkundemuseums ausgestellt wurden.¹³¹

Der Goldfund von Eberswalde, der Kaiser und die Herzogin von Mecklenburg

Zur selben Zeit, als Hubert Schmidt in wichtiger Mission in Frankreich unterwegs war und Schuchhardt glücklicherweise in Berlin weilte, fanden am Freitag, den 16. Mai 1913 Arbeiter bei Ausschachtungen für eine Werkssiedlung auf dem Gelände des Messingwerks bei Eberswalde am Finow-Kanal in etwa 1m Tiefe einen verschlossenen Tontopf, aus dem beim Öffnen ein „Messing“-Becher fiel (Abb. 8). Die Arbeiter lieferten ihren Fund im Kontor ab, wo man den Fund als Goldschatz erkannte. Der Fabrikherr, Aron Hirsch, benachrichtigte am Montag darauf Schuchhardt und nahm ihn mit nach Eberswalde. Dort wurde ihm der Goldfund Stück für Stück

vorgeführt: „Acht schön verzierte Becher waren, immer einer in den anderen gesteckt, aus dem unscheinbaren Topf herausgekommen, dazu gegen 60 Haar- und Armringe und auch ein paar Stücke Rohgold. Seit Schliemanns mykenischem Schatz in Athen hatte ich [Schuchhardt] soviel Gold nicht wieder beieinander gesehen“.¹³² Auf der Rückfahrt bedeutete der Fabrikant Schuchhardt, dass er den Schatz dem Museum schenken werde und bat um einen Schätzwert, damit er die Finder, zwei Arbeiter und den Vorarbeiter, auszahlen könne, um dann – getreu dem Schatzfundparagrafen 984 des Bürgerlichen Gesetzbuches – als alleiniger Eigentümer über den Fund zu bestimmen. Der Wert des Schatzes wurde von Schuchhardt auf 20.000,- Mark taxiert, eine im Vergleich zu den Ausgaben für die Hauserschen Skellette bescheidene Summe. Noch bevor der Fabrikant aber seine Absicht verwirklichen konnte, hatte der

¹³¹ Neumayer 2002b, 79–82: „20 Frachtkisten und 12 Wertpakete. Der Ankauf der Sammlung Boulanger.“

¹³² Schuchhardt 1944, 322.

Kaiser von dem Fund gehört und wollte ihn sehen. Hirsch blieb nichts anderes übrig, als den Goldfund Wilhelm II., der bekanntermaßen an archäologischen Dingen sehr interessiert war, „zur Verfügung [zu] stellen“.

Die Übergabe und Präsentation des Schatzfundes durch den Fabrikbesitzer und Schuchhardt, der dem Kaiser schon von seinen Ausgrabungen in Haltern und auf der Römerschanze in Potsdam persönlich bekannt war, erfolgte am 23. Mai auf telegraphische Einladung im Stadtschloss am Tag der Hochzeit der Prinzessin Viktoria mit dem jungen Herzog von Braunschweig. Am nächsten Tag berichtete Schuchhardt vor der BGAEU über den Fund von Eberswalde und seine chronologisch- historische Deutung.¹³³ Ohne das Wissen Schuchhardts und mittels wissentlicher Täuschung der Besitzer nahm Gustaf Kossinna am 24. und 28. Mai den Fund in Eberswalde auf, wohin er nach der Vorstellung beim Kaiser wieder gebracht worden war, und publizierte ihn innerhalb von nur zwei Monaten.¹³⁴

Einigen Wochen nach seinem ersten Besuch wurde Schuchhardt am 19. 06. 1913 in „Anzug und Überrock“ zwecks „Erläuterungen zu den Goldfunden von Eberswalde“ erneut ins Schloss bestellt,¹³⁵ wo der Goldschatz inzwischen in einem bronzenen, vom Fabrikbesitzer extra angefertigten Pultschrank im Sternsaal ausgestellt war. Der Kaiser betrat den Raum um 13:30 Uhr, direkt nach dem Mittagessen, und ließ sich den Fund, den er als sein Eigentum betrachtete, sowie die Lausitzer Kultur im Allgemeinen in einem Privatissimum über eine Stunde lang unter vier Augen erläutern. Einmal in seiner Gunst, ermöglichte der Kaiser Schuchhardt den Zugang zu den Burgwällen auf dem Gut des Reichskanzlers von Bethmann an der Oder sowie die Ausgrabung eines Burgwalles nahe des Zisterzienserklosters Loccum bei Hannover. Im Gegenzug wünschte Wilhelm II., dass sich Schuchhardt um die Geschenke seiner Cousine, der Herzogin Paul Friedrich von Mecklen-

burg, geborene Windischgrätz, kümmern solle, darunter ein wohl erhaltener Bronzepanzer der Hallstattzeit.¹³⁶

Befehlsgemäß fand sich Schuchhardt daraufhin am Sonntag, dem 22. Juni 1913 um 9 Uhr in Hamburg-St. Pauli auf der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern“ ein, um dort die „Sachen“, noch vor dem Ablegen zur obligatorischen Nordlandfahrt, persönlich aus-zupacken.¹³⁷ Es handelte sich, neben dem Brustpanzer, um „einen schönen intakten Helm, einen Bratspieß, mehrere Dolche und unter der Keramik ein paar imposante hohe Stengelschalen, sowie einen großen Topf mit einer Reihe von kleinen Bechern auf der Schulter“.¹³⁸

Den Schatz von Eberswalde und die Krainer Funde hatte der Kaiser im Berliner Stadtschloss ausgestellt. Sie „haben nachher aber doch den Weg in mein Museum gefunden. Den Eberswalder hatte ich schon kurz vor dem Weltkrieg mir für einige Zeit erbeten, um ihn in einer stattlichen Sonderpublikation herauszugeben, und ihn dann behalten können,¹³⁹ den Krainer hat, als 1918 die Kieler Matrosen das Schloss besetzt hatten, Wiegand [Direktor der Antikensammlung] herausgeholt und mir abgeliefert. Beide sind nachher beim Ausgleich der Krone mit dem neuen Staat Museumsbesitz geworden“.¹⁴⁰

Nach dem ereignisreichen ersten Halbjahr 1913 forderte ein anderer ungenannter Gönner Schuchhardt auf, eine ähnliche Reise wie durch Frankreich mit ihm durch Italien zu machen. Man fuhr zu dritt mit der Eisenbahn nach Piacenza, dann weiter mit dem Leihautomobil kreuz und quer durch Mittel- und Süditalien bis nach Tarent. Von Neapel aus setzte Schuchhardt alleine nach Sizilien über, wo er mehrere Tage bleiben musste, weil das Schiff nach Malta nur einmal in der Woche ging. Von dort telegraphierte Schuchhardt nach Berlin um Geld, das vom „trefflichen Rechnungsrat Junker“ umgehend überwiesen wurde, damit Schuchhardt seinen Aufenthalt in Malta im Auftrag der Akademie und des Kultusministe-

¹³³ Schuchhardt 1913a.

¹³⁴ Grünert 2002, 179–181; Kossinna 1913.

¹³⁵ SMB-PK/MVF, IA 6c, Bd. 1, E 1047/13.

¹³⁶ Zur Herzogin von Mecklenburg und den Funden aus der Krain vgl. ausführlich: Weiss 1993; 1999a.

¹³⁷ Schuchhardt 1944, 324 f.

¹³⁸ Schuchhardt 1944, 325.

¹³⁹ Das Oberhofmarschallamt hatte den Fund am 2. 12. 1913 Schuchhardt zur wissenschaftlichen Bearbeitung übergeben. Am 13. 04. 1914 genehmigte S.M. die „demnächstigste öffentliche Aufstellung im Völkerkundemuseum“ (SMB-PK/MVF, IA

6c, Bd. 1, E 1514/13) und am 6. 05. 1915 gab das Hofmarschallamt das Einverständnis, „dass der Eberswalder Goldfund aus dem Besitz seiner Majestät des Kaisers und Königs bis zur Beendigung des Feldzuges im Völkerkunde-Museum aufgestellt bleiben darf“ (SMB-PK/MVF, IA 6c, Bd. 1, E 369/15).

¹⁴⁰ Schuchhardt 1944, 325. – Dagegen aber Weiss 1999a, 64: Die Krainer Funde waren zusammen mit denen aus der Grabung Götze von 1906 im Martin Gropius-Bau nach 1922 mit dem Hinweis „Leihgabe S.M. des Kaisers“ ausgestellt, wofür auch spricht, dass sie nicht im Hauptkatalog verzeichnet worden waren.

riums finanzieren konnte. In Malta blieb er acht Tage, dann fuhr er zu Schiff über Syrakus nach Kreta und gelangte am 11. November in Athen an. Weiter ging es mit dem Schiff nach Saloniki und von da aus per Bahn über Belgrad und Agram (Zagreb) nach Berlin. „*Als Frucht der langen Reise erwuchs in Berlin zunächst der Akademie-Vortrag über die Malta-Bauten, erschienen unter dem Titel: „Der altmitteländische Palast“*“.¹⁴¹

Dem von der Archäologie begeisterten Deutschen Kaiser begegnete Schuchhardt ein letztes Mal bei einem Abendessen im Berliner Stadtschloss im Winter 1913/14, zu dem auch Oscar Montelius gebeten war, wobei sich nach den Beschreibungen Schuchhardts zeigt, welche Reputation er als Gelehrter und Museumsdirektor am Ende des zweiten Kaiserreiches hatte. Über Wilhelm II., mit dem er bis zu dessen Tod in wissenschaftlichem Kontakt blieb, urteilt Schuchhardt später durchaus kritisch, aber: „*Er hat unsrer Wissenschaft in den Jahren, über die ich urteilen kann, manchen guten Dienst geleistet*“.¹⁴²

Im Weltkrieg

Der Ausbruch des Weltkrieges bedeutete nur bedingt eine Beschränkung der Aktivitäten der Vorgeschichtlichen Abteilung. Die nicht geheizten Museen mussten im Winter geschlossen werden, was allerdings für diejenigen Museumsmitarbeiter, die aus Alters- oder sonstigen Gründen nicht zum Kriegsdienst eingezogen waren, Zeit für wissenschaftliches Arbeiten bedeutete. Schuchhardt stellte bis 1916 seinen „Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen“¹⁴³ sowie bis 1919 das Werk „Alteuropa“ fertig,¹⁴⁴ in das alle seine Erkenntnisse aus den vielen Studienreisen zwischen 1896 und 1914 einfließen und das bis 1941 vier Auflagen erlebte. Daneben ging die Herausgabe der Prähistorischen Zeitschrift gut voran und Schuchhardt konnte im Herbst 1916 zudem eine äußerst publikumswirksame sechsteilige Vortragsreihe im Kunstgewerbemuseum unter dem Titel „Gewerbe und Handwerk in der deutschen Urzeit“ veranstalten, wie

ein Schüler Kossinnas neidvoll in einem Brief an Martin Jahn in Breslau berichtete.¹⁴⁵

Die Reiselust verließ Schuchhardt aber auch in den Kriegszeiten nicht. 1915 und 1916 ging er Meldungen über Funde in dem vom Deutschen Reich besetzten Polen nach, führte eine kleine Grabung in Słupsk (1915) durch¹⁴⁶ und wurde im Dezember 1916 in Warschau, wo er auch die Proklamation Polens zum Königreich erlebte, gebeten, eine Vorgeschichte Polens zu schreiben. Schuchhardt lehnte ab, weil: „*der ganze Lauf der Entwicklung, von der Bandkeramik über die Lausitzer Kultur, Latène- und römische Zeit, ging pari passu mit Ostdeutschland. [...] Erst nach dem Kriege ist dann von dem neuen Posener Museumsdirektor Józef Kostrewski das Büchlein geschrieben worden, aber nun ganz durch die polnische Brille gesehen: von Anfang her ist Polen der Herd der Kultur gewesen, und die Polen haben auch ganz Ostdeutschland beherrscht*“.¹⁴⁷ Seine abenteuerlichen Aktivitäten im besetzten Russisch-Polen setzte 1917 Alfred Götze fort, so die Ausgrabungen in Mława¹⁴⁸ und von Mai bis Juni 1918 in Białowiece, Bez. Grodno, östlich von Brest-Litowsk.¹⁴⁹

Ende August 1917 fuhr Schuchhardt von Passau aus zu Schiff auf der Donau in das von deutschen und österreichischen Truppen besetzte Rumänien, wo zur selben Zeit Hubert Schmidt auf der Burg Monteoru bei Buzau in der Walachei Ausgrabungen (s. u.) durchführte und er selbst in der Dobrudscha mit Genehmigung der rumänischen Behörden endlich die Trajanswälle graben wollte.¹⁵⁰ In Constanza und in Cernavoda, wo er mit Dr. Paul Traeger, Privatgelehrter aus Berlin, eine Steinzeitsiedlung untersuchte (Abb. 9),¹⁵¹ war er beim Stab der deutschen Dobrudscha-Armee für drei Monate komfortabel untergebracht und bestens gepflegt, wobei er seine Familie in Berlin im Hungerwinter 1917 noch mit Lebensmittelpaketen aus Constanza unterstützen konnte, die den 13 Kisten mit Funden, die am 11. Januar 1918 in Berlin eintrafen, beige packt waren.¹⁵² Auf

¹⁴¹ Schuchhardt 1914b; Schuchhardt 1944, 321.

¹⁴² Schuchhardt 1944, 328.

¹⁴³ Schuchhardt/Oppermann 1887–1916.

¹⁴⁴ Schuchhardt 1919.

¹⁴⁵ Grünert 2002, 258.

¹⁴⁶ Germanische Mäanderurnen: Schuchhardt 1944, 332.

¹⁴⁷ Schuchhardt 1944, 333.

¹⁴⁸ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 768/17.

¹⁴⁹ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 27, E 137/18 mit ausführlichem Bericht. – Götze 1929.

¹⁵⁰ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 513/17.

¹⁵¹ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 913/17 mit Bericht vom 25. 2. 1918 über die „Ausgrabungen in der Dobrudscha Sept. bis Nov. 1917“ und einem Bericht von Dr. Traeger vom 20. 2. 1918 mit Fotos und Planskizzen der Grabung in Cernavoda und Aufnahmen der Trajanswälle.

¹⁵² SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 913/17. – Schuchhardt 1944, 333 ff.; 1918a; 1918b.

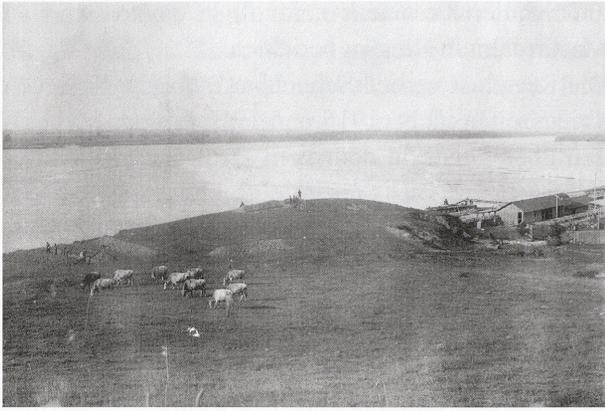


Abb. 9: Blick über den Tell von Cernavoda, Dobrudscha, auf die Donau während der Grabung im Jahr 1917. Foto: Archiv MVF.

der Rückreise traf er in Bukarest Hubert Schmidt und dessen Kollegen Hofmann, fuhr mit ihnen zu den Grabungen in Monteoru und begutachtete einen für die Berliner Sammlung bestimmten Abguss eines Bastarnen aus dem Fries von Adamklissi, bevor er über Siebenbürgen und Budapest wieder nach Berlin zurückkehrte.

Im Herbst 1918 reiste Schuchhardt nochmals nach Rumänien, um einerseits in Craiova in der Kleinen Walachei die Herkunft eines von Hubert Schmidt im Vorjahr zufällig im Juweliergeschäft des Moisi A. Mendel entdeckten Silberschatzes aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zu eruieren¹⁵³ und sich andererseits seiner Leidenschaft, der Burgenforschung, hinzugeben.¹⁵⁴ Möglicherweise war diese Reise aber auch ein Teil der Überlebensstrategie des schlecht versorgten Großstädtlers, der in der Kornkammer Rumäniens nicht zu darben brauchte und die Seinen zu Hause zudem noch mit Lebensmitteln versorgen konnte. Den mehrmonatigen Aufenthalt in der Gegend von Craiova füllten Grabungen an zwei Objekten, nämlich einer neolithischen Höhensiedlung in Coțofeni und einer dakischen Burg in Salcuța aus, die weder literarisch noch fundmäßig, umso mehr

¹⁵³ Hier decken sich die Berichte in seinen Lebenserinnerungen, wo er angibt, den Schatz im Herbst 1918 erworben zu haben, nicht mit der Aktenlage (SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 884/17) und einer eidesstattlichen Erklärung vom 28. Januar 1926 (SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 31, E 28/26). Der von Hubert Schmidt im Herbst 1917 minutiös mit Zeichnungen und Gewichtsangaben dokumentierte und als „*skythisch*“ interpretierte Silberfund wurde im ersten Halbjahr 1918 für 5.600 Goldmark, die an den Sohn des Antiquars Moisi Mendel aus Craiova, B. Mendel, wohnhaft in Berlin S.W., Zimmerstr. 79/80, ausgezahlt wurden, von einem Hauptmann Puchstein von der deutschen Militärverwaltung für die Vorgeschichtliche Abteilung ange-

aber einen aktenmäßigen Niederschlag gefunden haben. Im November 1918 reiste er unter Zurücklassung eines Teils seiner wissenschaftlichen Ausbeute und der gehamsterten Lebensmittel in einer abenteuerlichen Zugfahrt über Budapest und Oderberg nach Berlin zurück,¹⁵⁵ wo der für zwei Wochen Verscholene eine veränderte Welt vorfand.

Gewinne und Verluste

Ähnlich wie die französischen Erwerbungen von 1912 und 1913, standen auch diejenigen aus den Kriegsjahren 1917 und 1918 unter keinem guten Stern. 1922 wurde nämlich der Beauftragte der rumänischen Rückführungskommission und Direktor des Bukarester Nationalmuseums, Prof. Tzigara-Samurcas, auf die rumänischen Funde im Martin-Gropius-Bau (s. u.) aufmerksam und verlangte die Rückgabe der Grabungsfunde von Cernavoda. Man einigte sich auf eine Teilung des Komplexes, von dem etwa die Hälfte in zwei großen Kisten verpackt am 13. Mai 1922 bereitgestellt und am 22. Mai von der „Reichsrücklieferungskommission“ (gez. Gerhard Bersu) zum Abtransport in die rumänische Botschaft frei gegeben wurden. Unklar blieb zu diesem Zeitpunkt, was mit den beiden Koffern mit den Funden aus Coțofeni und Salcuța geschehen sollte, die in Rumänien von einem nur Schuchhardt bekannten rumänischen Staatsbürger für die Vorgeschichtliche Abteilung aufbewahrt wurden. Die beiden Koffer gelangten schließlich 1927 in die Deutsche Botschaft nach Bukarest. Der Inhalt wurde dort vom rumänischen Delegierten begutachtet und zum Teil der deutschen Seite überlassen, die es als Diplomatengepäck nach Berlin sandte.

Den größeren Verlust für die Vorgeschichtliche Abteilung aber stellte die Rückgabe des Silberschatzes von Craiova (Abb. 10) dar, um den Schuchhardt und noch mehr sein Nachfolger Unverzagt mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln und im Be-

kauft und gelangte am 23. August 1918 ins Museum in Berlin. Die Nachforschungen in Craiova im September 1918 haben aber keine Hinweise auf den Fundort oder etwaige Fundumstände der 80 Teile des Skythenschatzes ergeben.

¹⁵⁴ Schuchhardt 1944, 345; Grünert 1987.

¹⁵⁵ Schuchhardt 1944, 357: „*Im Chaos, das auf den Waffenstillstand im November 1918 überall in den besetzten Gebieten ausbrach, mußte ich meine fünf Kisten mit den Funden von Coțofeni und Salcutza und den vielen Einkäufen, die mir in der letzten Zeit doch noch gelungen waren: an weißem Mehl, Pflaumen, Zwiebeln, Zucker, Seife, Wein zurücklassen*“.



Abb. 10: Der Silberfund von Craiova. Foto: Archiv MVF.

wusstsein der Rechtmäßigkeit ihres Tuns kämpften, bis sie vor der Reparationskommission in Paris scheiterten und 1926 einen von Rumänien diktierten Vergleich annehmen mussten. Von den 80 Objekten blieben 20 in Berlin, zur Ergänzung des Schatzes sollten für Bukarest 20 und für Berlin 60 Kopien angefertigt werden, was aber nicht zur Ausführung kam. Der von H. Schmidt publizierte Silberfund¹⁵⁶ ist heute nur noch mit wenigen Belegen in den Museen nachweisbar.

Nach Kriegsende wurde Schuchhardt, nun 60-jährig,¹⁵⁷ schon 1919 wieder aktiv. Noch kurz vor Kriegsausbruch hatte die Akademie der Wissenschaften ihrem Mitglied Schuchhardt ein auf vier Jahresraten aufgeteiltes Budget in Höhe von 20.000 RM für seine Forschungen zum ostdeutschen Burgenwesen zur Verfügung gestellt, die er dann in den Jahren 1920

bis 1923 durchführte. Wegen der Inflation fanden die Ausgrabungen unter schwierigen finanziellen Bedingungen statt. Sie sind an verschiedenen Stellen veröffentlicht, wobei das Burgwallprogramm in Ostdeutschland über die Zeit Schuchhardts hinaus aktuell blieb.¹⁵⁸

Letzte große Erwerbungen vor seiner Pensionierung im Sommer 1925 konnte er noch mit der Sammlung des Tübinger Professors Georg Weise¹⁵⁹ und durch Ankäufe von Funden aus Ungarn tätigen, bei denen ihm bereits sein späterer Nachfolger, Wilhelm Unverzagt, assistierte.¹⁶⁰

Zuvor aber, in den Jahren 1922 und 1923, kam es, bezeichnenderweise nach der Eröffnung der Schausammlung im vormaligen Kunstgewerbemuseum, zur Abgabe von Sammlungsgegenständen, so als ob

¹⁵⁶ Schmidt 1927. – Zur Affäre um die Berliner Erwerbungen aus kollegialer rumänischer Sicht unter der Rubrik „*unsere Altertümer in Sammlungen ausländischer Museen*“ im Jahr 1934: Nestor 1940.

¹⁵⁷ Die Vossische Zeitung vom 5.08.1919 ehrte den Geheimrat mit dem Artikel „Ein Meister der Vorgeschichtsforschung“ zu seinem Geburtstag am 6. August.

¹⁵⁸ Schuchhardt 1926b; 1931.

¹⁵⁹ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 27, E 244/25. – Neumayer 2002b, 59 f.; bes. 87 ff.: „Unrecht Gut gedeiht nicht. Ankauf und Schicksal der Sammlung Weise“.

¹⁶⁰ Es handelt sich u. a. um die Funde aus Keszthely und Duna-
pentele: SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 27, E 398/25. – Heinrich-Tamaska 2002.

man sich von Überschüssigem trennen wollte. Jeweils mit Genehmigung der Generaldirektion, der Sachverständigen-Kommission und des Ministeriums verkaufte Schuchhardt z. B. an einen Amerikaner namens N. C. Brooks von der University of Illinois in Urbana 27 Sammlungsobjekte (Keramiken und Bronzen), darunter auch ein Gefäß aus einem geschlossenen Fund in Walternienburg. Der schriftliche Protest A. Götzes Ende September 1922 gegen diese Handlungsweise blieb wirkungslos. Das über die American Express Company in Berlin abgewickelte Geschäft erbrachte 40 US-Dollar und bei der Einlösung des Schecks am 13. Februar 1923 inflationsbedingt 1.236.160,- Mark.¹⁶¹

Darüber hinaus gab die Vorgeschichtliche Abteilung auch unentgeltlich Sammlungsgegenstände an interessierte Institutionen ab. Hubert Schmidt bot Schuchhardt im September 1922 von sich aus eine Liste „Dubletten-Abgabe zu Cucuteni und Monteoru“ ungeachtet dessen an, dass die wissenschaftliche Bearbeitung beider Ausgrabungen nicht abgeschlossen beziehungsweise die rechtliche Situation bezüglich Monteoru noch ungeklärt war und benannte dabei eine Anzahl von „Petenten“.¹⁶²

Im Juni 1923 kam es zur kostenlosen Abgabe von Sammlungsobjekten an das „Archäologische Seminar der Universität Marburg“ und an das „Geologische Institut der Universität Münster“. Weitere Empfänger von Funden aus der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums saßen in Greifswald und Frankfurt am Main. Die vierseitige Liste für Marburg weist z. B. 15 Gefäße aus dem ungarischen Szeremle auf, „Dubletten“ aus dem Fundbestand des gleichnamigen bronzezeitlichen Gräberfeldes.¹⁶³

Der neue Standort

Die finanziellen Engpässe der frühen 20er Jahre bestimmten auch das Geschehen beim Umzug der de facto längst selbständigen Vorgeschichtlichen Abteilung in ihr neues Domizil. Die Planungen zur Neuordnung der Berliner Museumslandschaft waren durch den Ausgang des Weltkrieges und die wirtschaftliche Lage obsolet geworden. Dennoch muss-

ten die drängenden Raumprobleme bei den nun „Staatlichen“ Museen gelöst werden.

Bald schon nach Ende des Kaiserreiches war untersucht worden, ob nicht eines der frei gewordenen Schlösser für ein Vorgeschichtsmuseum brauchbar wäre. Die einen, wie das alte Schloss am Lustgarten oder das Prinz-Albrecht-Palais an der Wilhelmstraße, waren Schuchhardt für seine „alten Töpfe“ zu prunkvoll, andere waren zu klein. Als aber das Kunstgewerbemuseum aus dem Martin-Gropius-Bau ins Berliner Schloss umsiedelte, griff Schuchhardt sofort zu und beanspruchte die dringend notwendigen Räumlichkeiten: „Das war ein Museumsbau, der diesen Namen verdiente: mit großfenstrigen, lichtvollen Räumen, abwechselnd größere und kleinere Säle, die eine Pläne-Einteilung ermöglichten, und mit einem Lichthof, um den im 1. Stock ein breiter Umgang die großen Stücke, wie Einbaumboote und die Gipsabgüsse von Grabmälern, aufnehmen konnte“.¹⁶⁴

Die ersten Planungsgespräche mit Hubert Schmidt und Alfred Götz fanden Anfang März 1921 statt. Dazu schrieb Schuchhardt am 9. April 1921 an den Generaldirektor: „Der Umzug der vorgeschichtlichen Abteilung in das königliche Museum für Kunstgewerbe geht in der Weise vor sich, dass jeder Schrank hier [im Völkerkundemuseum] auseinander genommen und drüben [im benachbarten Kunstgewerbemuseum] wieder aufgebaut wird“. Dazu beantragte er zwei Arbeiter zum Abbauen und 6 bis 8 Arbeiter für den Transport und zum Aufbau. Der Umzug verzögerte sich aber, weil andere Abteilungen des Völkerkundemuseums plötzlich ebenfalls in den Martin-Gropius-Bau drängten.

Im Juli berichtete Hubert Schmidt seinem Direktor nach Neuruppin, dass sich in dessen Abwesenheit bei den Museen in Berlin eine Kommission gebildet hatte, die das ehemalige Kunstgewerbemuseum so verplant habe, dass sich die Vorgeschichtliche Abteilung das längst zur Gänze zugesagte I. Obergeschoss mit der Südseeabteilung hälftig teilen sollte. Schuchhardt wies Götz brieflich sofort an, „wegen der Raumbeschränkung nicht mit dem Umzug [zu] beginnen“ und richtete ein Protestschreiben an den

¹⁶¹ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 941/22; E 1021/22.

¹⁶² SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 1039/22.

¹⁶³ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 790/23. – Nach Mitteilung von H. Grünert vom 28.3.2005 sind auch 43 Positionen aus der Vorgeschichtlichen Abteilung an den prähistorischen Apparat von G. Kossinna abgegeben worden. Die Liste aus dem Nachlass

Kossinnas (Archiv Humboldt-Universität, Sign. 340:F 13) hat keinen Absender und ist nicht datiert. Grünert meint, die Abgabe sei schon vor 1914, möglicherweise noch zu Zeiten der kommissarischen Leitung der Vorgeschichtsabteilung durch A. Götz erfolgt.

¹⁶⁴ Schuchhardt 1944, 379.

Generaldirektor, das am 28. Juli 1921 dem Ministerium vorlag.¹⁶⁵ Die Entscheidung des „Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ ließ bis zum 7. Dezember 1921 auf sich warten.¹⁶⁶ Nach Überführung der Sammlungen des Kunstgewerbemuseums in das Berliner Schloss sollten das Ostasiatische Museum das Erdgeschoss, die prähistorische Abteilung das gesamte 1. Stockwerk und die Stoff- und Kostümsammlung das 2. Obergeschoss erhalten. Diese Zuweisungen wurden nochmals in der „Denkschrift über die geplante äußere Gestaltung des Berliner Museumswesens“ des Ministeriums vom 30. Januar 1922¹⁶⁷ und in einem ministeriellen Vermerk vom 1. Juni 1922¹⁶⁸ bestätigt, in dem klar gestellt wird, „dass die Umzugskosten bei allen in Frage kommenden Abteilungen nach Möglichkeit durch den Verkauf von Dubletten oder anderen entbehrlichen Sammlungsgegenständen zu decken sein werden“.

Um den Umzug und die Einrichtung der immerhin 2834,87 qm Ausstellungsfläche – gegenüber den Räumlichkeiten im Völkerkundemuseum ein Gewinn von nur 666 qm – zu finanzieren, verkaufte Schuchhardt „Bruchgold“ an das Gold- und Silberamt gegenüber der Reichsbank. Schuchhardt musste, wie er betont, die Sache selbst in die Hand nehmen, da der vor dem Krieg so „treffliche Rechnungsrat Junker“ (s. o.) mitten in der galoppierenden Inflation gleich ein Kilogramm Gold auf einmal verkaufte, weil es Beamten streng verboten gewesen wäre „zu spekulieren“.

Schuchhardt übernahm die Ausstellungsmittel aus dem Völkerkundemuseum mit in die Sammlungsräume im 1. Stock des Martin-Gropius-Baus. Trotz der offenen Streitfragen mit den anderen Abteilungen war bis Ende 1921 der Großteil der Ausstellungsmittel aus dem Völkerkundemuseum an den neuen Standort überführt und im Januar 1922 begann der Abbau der Bronzezeit-Ausstellung im Völkerkundemuseum. Die großen Ausstellungsschränke mussten umgebaut werden. Die Säle im alten Gebäude hatten alle auf beiden Seiten Fenster und waren durchweg 35 Meter lang. Es gab kaum Wand-

flächen und an den Fenstern waren nur Pulte unterzubringen, während die großen, über 1 Meter tiefen, beidseitig verglasten Schränke mitten in den Räumen standen. Dem gegenüber hatte im Martin-Gropius-Bau jeder Saal drei gut beleuchtete Wände, an denen flache hohe Schränke stehen konnten. Unter den Fenstern waren niedrige Pultschränke und in der Mitte, je nach Größe des Raumes, ein oder zwei niedrige zweifrontige Schränke zu platzieren.

Schuchhardt ließ die „alten gigantischen Eisen-schränke“ durch einen Schlosser aus der Mannschaft der Museumsarbeiter der Länge nach halbieren und die Rückseiten der so jeweils zwei entstandenen Wandschränke mit Holz verkleiden. Ein anderer im Museum beschäftigter Arbeiter übernahm das Ausmalen der Schränke, was Schuchhardt die Möglichkeit gab, mit einer merkwürdigen Leidenschaft des alten Museums aufzuräumen, nämlich das seit der Einweihung des Völkerkundemuseums in den Räumen der Vorgeschichtlichen Abteilung allgegenwärtige Lehmgelb aus der Farbskala zu eliminieren. Die Wände im ehemaligen Kunstgewerbemuseum waren farbig gefasst und Schuchhardt musste die Farben der Schränke so wählen, dass sie sowohl auf die Räume, als auch auf die Exponaten abgestimmt waren.¹⁶⁹

Nach nur wenigen Monaten intensiver Arbeit und zwischenzeitlichen heftigen fachlichen Dissonanzen zwischen dem Direktor und seinen beiden Kustoden¹⁷⁰ konnten die Pressevertreter zur Vorbesichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung für Freitag, den 1. September um 13 Uhr in das alte Kunstgewerbemuseum, Prinz-Albrecht-Straße 7, eingeladen werden. Für das Publikum war die neu aufgestellte Sammlung ab Sonntag, dem 3. September, täglich von 9 bis 15 Uhr geöffnet (Abb. 11).

Die Neuaufstellung von 1922 war für den bei der Eröffnung 63jährigen Direktor eine große Freude: „Zum ersten Male konnte man mit diesem imposanten Material die ganze frühe Kulturentwicklung von Europa anschaulich vorführen. Ich habe auch zwei Drittel der 19 Säle selbst eingerichtet und Hubert Schmidt und Otto [richtig: Alfred] Götze nur diejeni-

¹⁶⁵ SMB-PK/EM, Ic, Bd. 16, E 795/21.

¹⁶⁶ SMB-PK/EM, Ic, Bd. 16, E 1290/21.

¹⁶⁷ Preußischer Landtag, 1. Tagung 1921/22, Nr. 1945.

¹⁶⁸ SMB-PK/EM, Ic, Bd. 16, E 640/22.

¹⁶⁹ Schuchhardt 1944, 380.

¹⁷⁰ Mitte Januar 1922 kam es wegen der Aufstellung zu einem heftigen Streit zwischen Schuchhardt und Schmidt, den der Direktor der Antikensammlung, Karl Wiegand, schlichtete. Und am 3. August vermerkt Götze: „Ich bin mit den Sälen IX, X, XIV, XVII und zwei Schränken im Umgang fertig und gehe in Urlaub. Eröffnung in meiner Abwesenheit“.



Abb. 11: Der Martin-Gropius-Bau, Prinz-Albrecht-Straße 7, um 1930. Foto: Landesbildstelle Berlin.

gen Säle überlassen, mit deren Material sie besonders vertraut waren“.¹⁷¹ Die Neuaufstellung mit ihren erläuternden Bildern, Karten und Modellen¹⁷² kam auch in der Öffentlichkeit gut an: „Wenn man“, so ist in der Vossischen Zeitung vom 4. September 1922 unter dem Titel „Die Kunst der Vorzeit“ zu lesen, „von prähistorischen Abteilungen spricht, so pflegt sonst nicht gerade jedes kunstfreundliche Herz höher zu schlagen. Hier regiert oft ansehnliche Langeweile, und die Kunstdenkmäler sind eher beige-setzt als ausgestellt. Was aber jetzt Geheimrat Carl Schuchhardt im ersten Stockwerk des freigewordenen Kunstgewerbemuseum hergerichtet hat, ist eines der anregendsten Museumsreviere geworden, die wir in Berlin besitzen. Die frische, lebensvolle Art des Direktors strömte in die Neugestaltung seines Reiches, das nun endlich aus dem Gewirr des Völkerkunde-Museums, wo die vorgeschichtliche Kunst im Grunde niemals etwas zu suchen hatte, befreit ist. Die hohen und hellen Säle lieferten willkommene Möglichkeiten, zu gliedern und zu ordnen. Muntere Farben geben Abwechslung und bringen die Stücke trefflich zur Geltung. Auch der Ungelehrte wird nun mit Gewinn und Genuß diese Räume mit ihrem kostbaren Inhalt durchwandern“.

Aus ökonomischer Sicht fand der Umzug allerdings zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt statt. Das von

Schuchhardt in seinem „Aus Leben und Arbeit“ beschriebene „Bruchgold“ waren die 1914 von Mautner in Budapest für 7.133,30 M erworbenen Goldgegenstände mit einem Gesamtgewicht von 1056 Gramm. Sie wurden von Schuchhardt und der Sachverständigen-Kommission als modernen Ursprungs und deshalb für die Vorgeschichtliche Abteilung entbehrlich deklariert. Im März 1921 hatte das darin enthaltene Feingold einen Wert von 36.960 M, beim Einschmelzen in der Münze im Sommer wurden für das Gramm Feingold schon 44,60 M gezahlt und damit ein Betrag von 41.388,80 M Erlöst.¹⁷³ Mit diesem Geld konnten wegen der Dynamisierung der Inflation gerade noch die Rechnungen zu den Schlosserarbeiten beim Ab- und Wiederaufbau der oben genannten Eisenschränke beglichen werden, weshalb Schuchhardt zur weiteren Finanzierung des Umzugs am 11. April 1922 beim Generaldirektor beantragte, „eine Anzahl Bruchstücke von goldenen Armbändern, die in unseren Magazinen seit Jahren liegen“ verkaufen zu dürfen. Bei einem Gewicht von 1040 Gramm sollten sie (im April 1922) rund 150.000,00 M erbringen. Am 16. Mai 1922 wurden davon 538,5 Gramm eingeschmolzen, die 86.338,85 M erbrachten und im Juni, Juli und August wurden mit weiteren 481 Gramm eingeschmolzener Goldfunde insgesamt 151.533,00 M Erlöst.¹⁷⁴

Auch nach der Eröffnung musste zur Begleichung der Rechnungen Gold verkauft werden, wobei im Oktober 1922 112 Gramm Feingold schon mit 313.812 M gehandelt wurden.¹⁷⁵ Im Februar 1923 hatten 982 Gramm Feingold, das aus prähistorischen Gegenständen, die zum Teil aus geschlossenen Funden stammten – was wiederum Alfred Götze zu wirkungslosem Protest veranlasste – schon einen Gegenwert von 9.815.500 M, im August wurden 19,1 Gramm dann schon mit 93.460.000 M, im September 21,0 Gramm mit 836.000.000 M und schließlich im Oktober 21,5 g mit 9.192.400.000 M gehandelt.¹⁷⁶

Der Umzug und die Einrichtung der Vorgeschichtlichen Abteilung wurden während der Inflation damit aus dem Verkauf von ca. 3,5 Kilogramm prähistorischen Goldes finanziert. Auf der Grundlage des heu-

¹⁷¹ Schuchhardt 1944, 380. – Zur Neuaufstellung von 1922, die im Prinzip die Systematik von 1908 fortsetzt, siehe: Führer 1922.

¹⁷² Der zu dieser Zeit 77jährige Nürnberger Großindustrielle W. Rehlen, Rieterstrasse 10, finanzierte ein Troja- und andere Gipsmodelle sowie verschiedene Druckwerke in Höhe von ca. 30.000 RM: SMB-PK/MVF, IV B Litt S, Bd. 8, E 1132/21.

¹⁷³ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 2, E 352/21.

¹⁷⁴ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 485/22; E 612/22; E 878/22; E 898/22.

¹⁷⁵ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 945/22.

¹⁷⁶ SMB-PK/MVF, IId, Bd. 3, E 491/23; E 1087/23.

tigen Goldpreises von etwa 400 US Dollar pro Unze entsprechend 40.000 € scheint dieser Betrag relativ bescheiden und in inflationären Zeiten wirtschaftlich gut angelegt. Dass die aus den Inventarbüchern ausgetragenen Goldfunde aber ungeachtet ihres kulturhistorischen Wertes nicht nur verkauft, sondern einfach eingeschmolzen wurden, war sicher schon damals ein von vielen Zeitgenossen nicht nachvollziehbares Handeln.

Direktorialassistenten, Hilfsarbeiter und Kustoden

Bis zum Umzug der Vorgeschichtlichen Abteilung in das alte Kunstgewerbemuseum waren, trotz des I. Weltkrieges, der Fundbestand, die fachliche Bedeutung und vor allem die öffentliche Akzeptanz der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde unter Leitung von Carl Schuchhardt beträchtlich vermehrt worden. In hohem Maß ist dies allerdings auch auf Alfred Götze und Hubert Schmidt zurückzuführen, die schon vor der Berufung und, wie Götze, noch nach der Pensionierung Schuchhardts in der Vorgeschichtlichen Abteilung tätig waren. Auch das Wirken Max Eberts bis zum Jahre 1915 ist hierbei zu berücksichtigen.

Alfred Götze (Abb. 12)

Der 1891 in Jena mit der Dissertation „Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramiken im Flussgebiet der Saale“ von Friedrich Klopffleisch promovierte Thüringer Alfred Götze hatte in Berlin und München Kunstgeschichte und Archäologie sowie in den Nebenfächern Geschichte und Geographie studiert. 1893 bestand er die Lehrerprüfung in Jena und erwarb die „Fakultas für Oberklassen in Hebräisch, Religion und Geographie und für Mittelklassen in Geschichte“. Schon 1888 als Volontär und von 1890 bis 1892 bei der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums beschäftigt, wurde er 1894 „durch Vermittlung Rudolf Virchows als Direktorial-Assistent an die Prähist. Abt. d. Kgl. Mus. f. Völkerkunde berufen und wurde hier nicht nur in alle Zweige des praktischen Museumsdienstes von Voß eingeführt, sondern lernte auch im Kreise der anthropologischen Gesell-

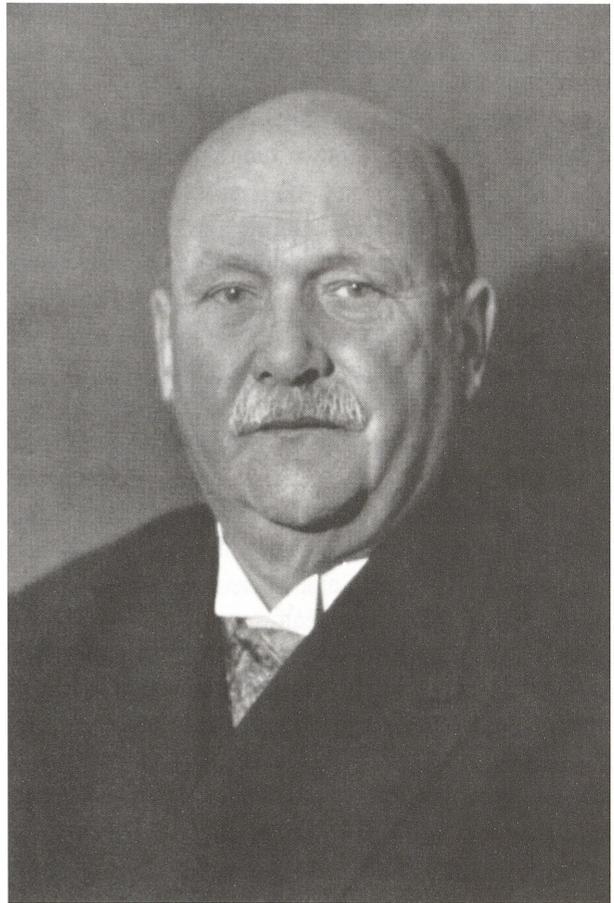


Abb. 12: Alfred Götze (1865–1948). Foto: G. Messert.

schaft die scharfe Beobachtung, Kritik und Selbstkritik Rud. Virchows u. Otto Olshausens kennen“.¹⁷⁷ Von Mitte 1906 bis Ende März 1908 kommissarischer Leiter der Abteilung, wurde er noch im Januar 1908 ohne Habilitation zum Professor, aber erst 1920 zum Kustos ernannt. Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung bestellte Götze 1922 schließlich zum „Staatlichen Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Brandenburg“. Dieses Amt wurde aufgrund des Preußischen Denkmalschutzgesetzes von 1914, das auf der von Carl Schuchhardt verfassten „Denkschrift über die Notwendigkeit eines gesetzlichen Schutzes der Bodenaltertümer in Preußen“ fußt, mit seinen Ausführungsbestimmungen vom 30. Juli 1920 in allen preußischen Ländern eingerichtet.¹⁷⁸ Götze nahm dieses Amt auch nach seinem 1928 erfolgten Wechsel an das Steinsburg Museum in Römhild, Thüringen, noch bis 1932 wahr. Im neu konstituierten Groß-Berlin wurde der Direktor der Vorgeschichtsabteilung des Märkischen Museums, A. Kiekebusch, zum „Staatlichen Vertrauensmann“ ernannt.¹⁷⁹

¹⁷⁷ Steinsburg-Museum, Nachlass Götze, Privatpapiere, Notizen vom 16.08.1938 zum Fragebogen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte.

¹⁷⁸ Kaufmann 1987.

¹⁷⁹ Grünert 1992, 122.

Bis zu seinem Tod 1948 beschäftigte sich Alfred Götze mit den Ausgrabungen in der keltischen Höhensiedlung auf dem Kleinen Gleichberg, der Steinsburg, wo er auch das gleichnamige Museum in Römhild gründete. Dort befindet sich auch der Nachlass des Gelehrten und harret der sicher aufschlussreichen wissenschaftlichen Bearbeitung.¹⁸⁰

In seiner 34-jährigen Dienstzeit bei den Königlichen, später Staatlichen Museen und als Organisator der Bodendenkmalpflege in der Provinz Brandenburg war Götze einer der wichtigsten Vertreter der prähistorischen Archäologie in Berlin. Er trug durch Ausgrabungen, Erwerbungen und vor allem durch die Publikation seiner Forschungsergebnisse wesentlich zur wissenschaftlichen Reputation der Vorgeschichtlichen Abteilung und der Vor- und Frühgeschichte im Allgemeinen bei. Sein wissenschaftliches Werk und seine Museumstätigkeit spannen einen weiten Bogen von Südrussland über Mitteldeutschland bis hin nach Frankreich. Leicht hatte er es dabei, speziell in der Ära Schuchhardt, allerdings nicht.

Bezeichnend für das von Anfang an gespannte Verhältnis zwischen Götze und dem neuen Direktor sind die Aussagen Schuchhardts zu seinem Dienstbeginn am 1. April 1908: Seit dem Tod von A. Voß sei in der Abteilung nichts Bedeutendes geschehen und dass auch Götze „ganz ordentlich mit tat“, nachdem er eine Gehaltserhöhung und den Professorentitel erhalten habe (s. o.). Götze hatte sich im Jahr 1898 vergeblich in Halle um eine Stelle beworben. Nach dem Tod von Voß, der angeblich seine Habilitation verhindert hatte, machte er sich während seiner Zeit als kommissarischer Leiter der Abteilung offensichtlich berechtigte Hoffnungen auf die Amtsübernahme. Er war immerhin der erste Wissenschaftler in Deutschland, der mit einem rein prähistorischen Thema promoviert worden war, und der auch in seiner mehr als 10-jährigen Dienstzeit bei den Königlichen Museen schon einiges geleistet hatte. Die Konkurrenz im Haus, Hubert Schmidt und Max Ebert, meinte er aus fachlichen und Gründen der Altersstruktur nicht fürchten zu müssen und rechnete wohl

auch auf die Unterstützung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

In den eineinhalb Jahren seiner kommissarischen Abteilungsleitung versuchte Götze, die Sammlung gezielt zu erweitern,¹⁸¹ die Ausstellung zu modernisieren und museumspolitisch wirksam zu werden. Schon 1905 hatte er erste Kontakte zu Baron Johannes von Diergardt, der inkognito mit eigenen Mitteln eine bedeutende Sammlung zur Völkerwanderungszeit im Völkerkundemuseum aufbauen wollte.¹⁸² J. von Diergardt, der „Ungenannte Gönner“ in den Inventarbüchern, schenkte von ihm selbst in Deutschland und vor allem in Frankreich im Kunsthandel erworbene Funde und stellte beispielsweise 1907 für den Teil der Sammlung Massoneau mit südrussischen Funden, der in die Vorgeschichtliche Abteilung gelangte, zum Ankauf den Betrag von 42.500 Mark (entsprechend mehr als sechs Jahresgehältern eines Direktors bei den Königlichen Museen!) zur Verfügung.¹⁸³

Aufgrund der Änderung des Erbschaftsgesetzes im selben Jahr, musste Götze den Namen seines Gönners preisgeben, worauf dieser ihm im Dezember 1907 mündlich drohte, „falls sein Name genannt werden sollte, müssen alle früheren Geschenke als Leihgaben betrachtet werden“. Diese Äußerung des Barons wirkte sich 25 Jahre später sehr nachteilig für das Museum aus, war es doch die Grundlage für die Abgabe der „Sammlung Diergardt“ an das Römisch-Germanische Museum in Köln.¹⁸⁴

In einem auf den 20. 06. 1911 datierten Lebenslauf im Rahmen einer Bewerbung auf den Direktorenposten des Städtischen Museums in Wiesbaden stellt Götze jedenfalls fest, es sei ihm in der Zeit von Sommer 1906 bis Frühjahr 1908 gelungen, die Sammlung der Völkerwanderungszeit und des Frühen Mittelalters so auszubauen, „dass auf diesem Felde unser Museum nächst der Eremitage in Petersburg wohl den ersten Rang einnimmt“.¹⁸⁵ Dies konnte er mit Sicherheit beurteilen, da er vom 27. Mai bis 29. Juni 1908 mit Mitteln, wiederum des „Ungenannten Gönners“, sowie einigen Tausend Mark aus dem

¹⁸⁰ Neumann 1950; Donat 1965. – Eine kursorische Sichtung des Nachlasses Götze im Steinsburg-Museum wurde im Februar 2004 dankenswerter Weise Herrn Horst Junker, dem Archivar des MVF, gestattet. Allein die wenigen Notizen zeigen, wie wichtig die Aufarbeitung dieser Quelle für die Forschungsgeschichte wäre. Der Autor dieses Artikels greift auf die von H. Junker gemachten Notizen zurück.

¹⁸¹ Vgl. z. B. die Ausgrabungen in der Krain. Ausführlich dazu Weiss 1999a, 52: „Das Geheimprojekt Stična“.

¹⁸² Neumayer 2002b, 97 ff.: „Leihgaben und Schenkungen. Die Sammlung Diergardt in den Berliner Museen“.

¹⁸³ SMB-PK/MVF, IA 17, Bd. 1, E 1128/07.

¹⁸⁴ Neumayer 2002b, 98.

¹⁸⁵ Steinsburg-Museum, Nachlass Götze, Privatpapiere, Entwurf eines Lebenslaufs vom 20.06.1911.

Verfügungsfonds der Generaldirektion und mit Genehmigung durch die „Kaiserliche archäologische Commission in Sankt Petersburg“ vom 18. April 1908 in Russland reisen durfte. Sein ausführlicher Bericht über die Aktivitäten in Russland, die vorrangig der Anschauung vor Ort mit kleinen Grabungen und dem Erwerb geschlossener Funde als Ergänzung zur Sammlung Massoneau dienten, ist im Archiv des Museums für Vor- und Frühgeschichte erhalten.¹⁸⁶ Zugleich finanzierte Diergardt 1907 auch die Drucklegung der Publikation über die gotischen Schnallen,¹⁸⁷ die Götze beflissen dem „Preußischen Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ zuschickte und damit auch von Bode zur Kenntnis genommen werden musste.¹⁸⁸

Trotz allen Bemühens und einer erfolgreichen Tätigkeit war Götze für den mächtigen Generaldirektor Bode und dessen Entourage wegen seiner Nähe zu dem Kreis um den längst verstorbenen Rudolf Virchow als Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung nicht akzeptabel. Mit seinen Ideen zur Neuordnung der Sammlung und der Herausgabe einer eigenen prähistorischen Zeitschrift konnte Götze sich nicht durchsetzen, was ihm später dann als Unfähigkeit angelastet wurde. Dabei scheint es tatsächlich so, dass diese Planungen von offizieller Seite verhindert wurden, um Götze in seinem Bestreben zum Direktorat zu diskreditieren. Hierauf weist auch ein unfreundlicher Artikel Bodes samt der Erwiderung Götzes in der Täglichen Rundschau vom 5. November 1907 hin.

Die Berufung Carl Schuchhardts und seine alsbaldige Akzeptanz bei der Virchow-Gesellschaft sowie seine Nähe zum Generaldirektor der Königlichen Museen müssen bei Götze, der, wie manch anderer Prähistoriker auch, von der wissenschaftlichen Kompetenz des neuen Direktors nicht überzeugt war, große Enttäuschung hervorgerufen haben, worüber die Remuneration und die Ernennung zum Professor kaum hinweghelfen. Zudem scheint Schuchhardt, bei aller ihm gegebenen Selbstsicherheit, in Götze auch eine Konkurrenz gesehen zu haben. In jedem Fall aber dürften die Randglossen Götzes auf den direktoralen Aktennotizen zur Vergiftung der Beziehungen beigetragen haben. Zum Beispiel auf einer

Notiz Schuchhardts vom 9. Januar 1909: „1) – 2) die „Präh[historische]. Zeitschrift“ deren Gründung Hubert Schmidt und ich schon vor einem Jahr in unserem Gutachten als dringend nötig bezeichnet haben, ist jetzt plötzlich die Frage des Tages geworden ... 40 Bogen 20 Taf. Ministerium 2000, deutsche und berliner Ges. 5000 M.

9.1.09 gez. Schuchh[ardt].“

Dazu Götze: „zu der unter 2) erwähnten präh. Zeitschr. erlaube ich mir die Bemerkung, dass ich bereits im Januar 1907 die Schaffung eines Publikationsorgans angeregt u. die erforderlichen Mittel im Etatsantrag für 1907 beantragt habe. 11.1.09 Götze.“

Sicher auch nicht zum Hausfrieden beigetragen hat, dass Kossinna Mitte Januar 1909 Götze steckte, Schuchhardt habe in Hannover (wohl schon Anfang 1908) geäußert: „den Götze werde ich bald los sein, werde ihn fortloben!“. Götze wurde vom neuen Direktor in der Museumsleitung tatsächlich weitgehend ausgegrenzt. Er notierte, dass ihn Schuchhardt bei der neuen Ausstellung, bei der Grabung (gemeint ist wohl die Römerschanze), bei der Redaktion der Zeitschrift (PZ) und der Oberlehrer-Führung übergangen habe und musste sich zudem „Gegen Vorwürfe [von wem auch immer] mangelnden Eifers“ erwehren. Er brachte, wohl nur für sich selbst zu Papier, was er alles in der Vorgeschichtlichen Abteilung hatte tun wollen, aber „von oben“ daran gehindert worden war: „Habilitation (Voß); Mitarbeit am Troja-Katalog; Bearbeitung des Gräberfeldes von Rössen (Schmidt, Voß); Oberlehrer Kurse (ich hatte es in der Vertretungszeit angeregt. Hatte es früher ausgeführt, jetzt ist es mir von Schmidt genommen worden); Ausstellung !!! (auch Goldsaal); die Zeitschrift, die ich in der Vertretungszeit beantragt hatte; in der Vertretungszeit [die Ausstellung] chronologisch umstellen, was aber Bode untersagte“.

Götze verhielt sich unter diesen Umständen zunehmend störrisch, dies umso mehr, als Hubert Schmidt im August 1909 zum Kustos befördert und ihm damit „vor die Nase“ gesetzt worden war. So verweigerte er Schuchhardt einen Artikel für den ersten Band der Prähistorischen Zeitschrift¹⁸⁹ und mochte der Erklärung Schuchhardts nicht folgen, warum er Schmidt ihm vorgezogen hat: Schmidt sei ein Jahr

¹⁸⁶ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 18, E 755/08.

¹⁸⁷ Götze 1907.

¹⁸⁸ SMB-PK/MVF, IA 17, Bd. 1, E 957/07.

¹⁸⁹ „Seit dem haben sich die Verhältnisse geändert. Nachdem mir Schmidt vor die Nase gesetzt worden ist, beuge ich mich nicht noch freiwillig unter seine Redaktion“. Notiz über eine Aussprache mit Schuchhardt im Nachlass Götze vom 12.10.1909.

älter, zwar ein Jahr später eingetreten (1891), aber Schmidt verdiene trotz der Gehaltserhöhung immer noch weniger als Götze! Den von Schuchhardt erbetenen Artikel druckte Götze dann im 1. Band der von Kossinna herausgegebenen Zeitschrift „Mannus“ ab, was den Graben zwischen dem Direktor und seinem Direktorialassistenten, leicht nachvollziehbar, weiter vertiefte (s. o.).

Götze schmolte: „Am 9. August 1910 geht Schuchh[ardt] auf einige Wochen auf Urlaub. Schmidt u. Ebert sind im Ausland. Brunner soll in Kürze ebenfalls verreisen. Schuchh. läßt mich einige Tage vor seiner Abreise zu sich kommen u. fragt mich, ob ich die Vertretung übernehmen wolle. – Als Widerspruch: Im Sommer 1909 wird Schmidt Kustos, überspringt mich. Also bin ich als Vertreter ungeeignet. Und jetzt hält man mich zur Stellvertretung für geeignet“. Nach den handschriftlichen Notizen in seinem Nachlass fühlte sich Götze zunehmend ins Abseits gestellt, wenn nicht gar von Böswilligen umzingelt.¹⁹⁰ Am 15. März 1911 wurde Götze – immerhin Professor und Träger zweier Verdienstorden – ohne vorherige Absprache mit der Anweisung des Direktors konfrontiert, aus seinem Büro auszuziehen, weil dieses für die Erweiterung der Ausstellung benötigt werde. Gegen seine Einwände erhielt Götze als Ersatz einen Verschlag aus Sperrholzwänden in Saal 4 des Völkerkundemuseums.

Mit Schreiben vom 20. Juni 1911 bewarb sich Götze schließlich, allerdings vergeblich, um den Direktorenposten am Städtischen Museum Wiesbaden. Unter „Referenzen“ führt er Persönlichkeiten wie W. Bode, O. Montelius oder W. Dörpfeld an und vermerkt zum Schluss „(nicht GR Schuchhardt)“. Nach der gescheiterten Bewerbung scheinen bestimmte Mitarbeiter des Völkerkundemuseums weiter gegen Götze gearbeitet zu haben. Am 24. Juni 1912 hatte dieser eine Rücksprache mit Conn ...[?] : „C hat bei einem Zusammensein mit Luschan das Gespräch auf mich gebracht. L. hat sich dabei ungünstig über mich geäußert: 1) nähme ich an seinen Colloquien nicht teil. – 2) sei ich nicht fleißig (im allgemeinen). – beteilige ich mich wenig an der Museumsarbeit. – 4) der Gegensatz zwischen mir u. Schuchh. sei unüberbrückbar, so dass für beide Teile besser sei, wenn ich an andere Stelle ging“.

¹⁹⁰ „L[uschan] hat sich in Gesellschaft bei Rathgen im Januar 1909 geäußert, ich hielte die chronologische Aufstellung nicht für richtig“; oder 1910: „Bode hat mir eine Stelle verschaffen

Bei all den Querelen und Demütigungen seitens des Direktors – selbst zur Erwerbung der Sammlung Boulanger wurde 1913 nicht er, als Spezialist für völkerwanderungszeitliche Funde, nach Frankreich geschickt, sondern Hubert Schmidt (s. o.) und mit der Vertretung des Direktors wurde er nur dann beauftragt, wenn sonst niemand mehr außer ihm zur Verfügung stand – war Götze wissenschaftlich aktiv und produktiv. So publizierte er 1912 mit Mitteln des Barons von Diergardt die „Althüringischen Funde von Weimar (5. bis 7. Jahrhundert)“, führte zahlreiche Grabungen durch¹⁹¹ und beriet – sicher auch nicht gerade zur Freude seines direkten Vorgesetzten, der sich zur selben Zeit gerade mit seiner Denkschrift für ein Preussisches Ausgrabungsgesetz befasste – seit 1912 den brandenburgischen Provinzialkonservator in strukturellen Fragen zur Bodendenkmalpflege, wobei er die Errichtung eines Provinzialmuseums für vorteilhaft hielt und sich für das Eigentumsrecht der Provinz an ihren Bodenfunden aussprach. In einem Gesprächsprotokoll vom 29. November 1913 bot er auch an, seine Ideen zur Organisation der Bodendenkmalpflege auf Wunsch dem Landesdirektor direkt vorzutragen.

Götze hatte offensichtlich keinerlei prominente Fürsprecher beziehungsweise dürfte er bei den maßgeblichen Leuten als schwieriger Zeitgenosse gegolten haben. Sonst wäre bei seinen wissenschaftlich hervorragenden Leistungen unverstänlich, dass er im August 1913 mit seiner Bewerbung um die Direktorenstelle beim Großherzoglichen Museum für Kunst und Gewerbe in Weimar – dort war er seit 1908 im Sachverständigen Beirat des Städtischen Museums – ebenso scheiterte, wie schon zwei Jahre zuvor in Wiesbaden. Um diese Stelle wollte er sich dann im März 1916 nochmals bemühen, weil speziell Kenntnisse zur Merowingerzeit gefragt waren. Bei Bode fand er für diese Idee keine Unterstützung, dafür aber bot er Götze, wie schon einmal im Jahr zuvor, die Leitung der Abteilung „Deutsches Museum“ an, wo seit Januar 1915 die von Götze im Raffael-Tapetensaal des Kaiser-Friedrich-Museums eingerichtete Sonderausstellung „Frühgermanische Kunst. Sonderausstellung ostgotischer Altertümer der Völkerwanderungszeit aus Südrussland“¹⁹² gezeigt wurde (Abb. 13). Aber auch dabei kam nichts heraus; „B[ode].:

wollen! Wer hat mich bei Bode verunglimpft? Olshausen weiß es!“ ... usw.

¹⁹¹ Vgl. Ch. Reich im Anhang dieses Bandes.

¹⁹² Götze 1915; Neumayer 2002b, 98 f. Abb. 88 a–b.

„Ja, ein jüngerer sei mir vorgezogen worden“ notierte Götze.

Bei allen Alfred Götze in der „Ära Schuchhardt“ auferlegten Beschränkungen, war er der Gewährsmann sowohl für Schuchhardt als auch für Bode und später Wilhelm Unverzagt, wenn es um die Sammlung des Barons von Diergardt ging. So legte Götze am 9. Juli 1915 Geheimrat von Bode die Abschrift einer auch Schuchhardt bis dahin unbekanntes „Geheimerklärung“ mit Baron von Diergardt vom 22. Februar 1906 vor, womit ein Abwandern der Sammlung in das Berliner Zeughaus verhindert wurde. Allerdings blieb strittig, was von der Sammlung Diergardt eigener Bestand der Museumsabteilung bzw. Leihgabe des Barons war.

Der „Ungenannte Gönner“ trat nach dem Ersten Weltkrieg kaum noch bei den Staatlichen Museen in Erscheinung. Er bestand aber darauf, dass seine Sammlung, die 1929 immer noch im Kaiser-Friedrich-Museum ausgestellt war, endlich in das „Völkerkundemuseum II“, d.h. den Martin-Gropius-Bau, überführt werde. Der Nachfolger Schuchhardts, Wilhelm Unverzagt, wunderte sich über die Ansprüche Baron von Diergardts, weil ein Großteil der fraglichen Funde im Inventar und dem Hauptkatalog als eigener Bestand eingetragen war. Götze, seit 1928 Leiter des Steinsburg Museums, erklärte Unverzagt den Sachverhalt mit Hinblick auf die Abmachungen zwischen ihm und dem Baron von 1907 (s. o.). Warum die Objekte dann als eigener Bestand ausgewiesen seien, wollte Unverzagt von Götze wissen. Der schrieb ihm darauf postwendend, die „Diergardtfunde“ müssten im Katalog alle als Leihgaben gekennzeichnet sein. Wenn das nicht der Fall sei, läge der Fehler bei Max Ebert, der auf Anweisung von Schuchhardt und der wiederum im Auftrag von Bode falsch gehandelt hätte.¹⁹³

Die allseitige Verstimmung war groß und man hat beim Aktenstudium den Eindruck, dass Alfred Götze bei den weiteren Verhandlungen mit dem Nachlassverwalter des Barons um den Verbleib der Sammlung gegen die Staatlichen Museen gearbeitet hat. Zwar holte Unverzagt im April 1930 die Sammlung

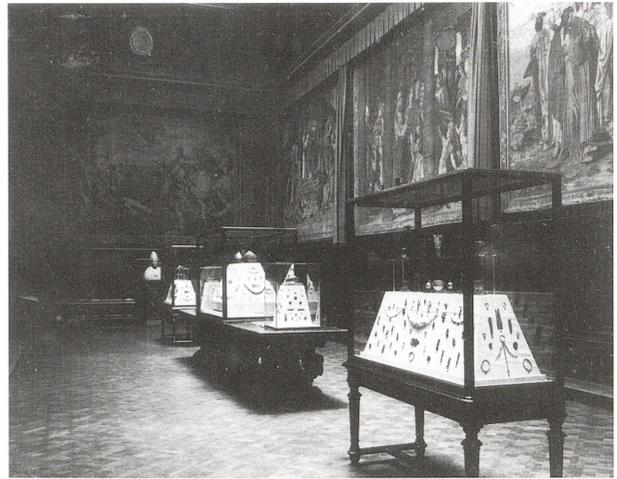


Abb. 13: Die Sonderausstellung „Frühgermanische Kunst“ im Raffael-Tapeten-Saal des Kaiser-Friedrich-Museums 1915. Foto: Römisch-Germanisches Museum Köln.

in den Martin-Gropius-Bau zurück (es bleibt unklar, warum das beim Umzug der Vorgeschichtlichen Abteilung dorthin nicht schon 1921/22 geschehen war) und konnte dem Generaldirektor am 27. 1. 1931 mitteilen, dass die Sammlung Massoneau mit den Leihgaben des Baron Diergardts im Saal 21 aufgestellt und für das Publikum zugänglich sei. Aber lange sollte der Großteil der von Götze mit Hilfe des Barons aufgebauten eindrucksvollen Kollektion nicht mehr in Berlin bleiben, denn die bedeutendsten Funde mussten bereits wenige Jahre später (1935) nach Köln abgegeben werden.¹⁹⁴

Alfred Götze schied nach 34 Jahren, drei Jahre nach der Pensionierung Schuchhardts und vier Jahre nach der Versetzung Hubert Schmidts in den vorzeitigen Ruhestand, aus dem Dienst der Staatlichen Museen zu Berlin, um als immerhin schon 62jähriger die Leitung des Steinsburg-Museums im thüringischen Römhild zu übernehmen. Die Motive und Anlässe zu diesem späten Wechsel aus der Reichshauptstadt und der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums in die provinzielle Idylle werden sich erst nach der Bearbeitung seines Nachlasses klären lassen. Denn nach dem Ersten Weltkrieges hatten sich die Verhältnisse in Berlin für Götze eigentlich gebessert. Die Ernennung zum Staatlichen Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodentalertümer der Provinz Brandenburg, ein Amt, das er bis 1932 innehatte, stärkte seine Stellung gegenüber Schuchhardt und später Unverzagt. Seine Funktion als stellvertretender und später Vorsitzender der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte hatte eine vermehrte wissenschaftliche Autorität zur

¹⁹³ SMB-PK/MVF, IA 17, Bd. 1, E 802/29.

¹⁹⁴ Neumayer, 2002b, 100 ff.: „Schulungsmaterial für die SS oder Kulturbollwerk Deutschlands gegen den Westen. Der Verlust der Sammlung Diergardt für das Museum für Vor- und Frühgeschichte“.

Folge und die Strukturen des Zweiten Deutschen Kaiserreichs, aus denen Schuchhardt seine Vorteile gezogen hatte, waren vergangen.¹⁹⁵

Hubert Schmidt (Abb. 14)

Anders als Alfred Götze verstand es Hubert Schmidt, wie Schuchhardt ausgebildeter klassischer Archäologe, sich mit den Verhältnissen unter dem neuen Direktor zu arrangieren. Der geborene Oberschlesier hatte klassische Philologie, Geschichte und Archäologie in Breslau und Berlin studiert und war 1890 in Halle mit der Dissertation „Observationes archaeologicae in carmina Hesiodica“ promoviert worden. Im Dezember 1891 trat er als Volontär in die Dienste der Königlichen Museen in Berlin ein, bereiste 1893/94 als Stipendiat des DAI die klassischen Länder und nahm, zusammen mit Alfred Götze, an der letzten Ausgrabungskampagne Wilhelm Dörpfelds in Troja teil. Von 1896 bis 1900 war ihm die Neuordnung der Sammlung trojanischer Altertümer im Werkvertrag übertragen, 1901 bekam er die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters zugewiesen und publizierte 1902 die Schliemannsammlung. Seit 1899 korrespondierendes Mitglied des DAI, nahm er 1902 als archäologischer Berater an der fünften Sendschirli-Expedition der Carnegie Institution, Washington, teil und war 1904 Ausgrabungsleiter der amerikanischen Expedition nach Transkaspien.¹⁹⁶ 1905, ein Jahr nach Götze, wurde er zum Direktorialassistenten in der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums ernannt und habilitierte sich 1907 an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Eingebunden im Netzwerk der klassischen Archäologen in Berlin, konzentrierte Schmidt seine Forschungen auf die „Beziehungsgeschichtlichen Verbindungen der mittel- mit den südosteuropäischen und orientalischen Kulturen“ und stand damit, abgesehen von seiner akademischen Ausbildung, Schuchhardt näher als der Prähistoriker Alfred Götze.

Schon 1907 hatte Schmidt Alfred Götze, zu dieser Zeit amtierender Direktor, am 17. Juni einen mehrseitigen Bericht mit Erläuterungen zur Bedeutung der rumänischen Archäologie als Brücke zwischen



Abb. 14: Hubert Schmidt (1864–1933). Foto: Archiv BGAEU.

dem ägäischen Raum, Troja und Europa vorgelegt und eine acht- bis vierzehntägige Dienstreise dorthin beantragt. Vorausgegangen war die Schenkung von Scherben aus Sarata-Monteoru, Bez. Buzeu, durch E. Honzik aus Bukarest,¹⁹⁷ der mit Brief vom 10. Juni 1907 auch gemeinsame Ausgrabungen in Monteoru und Cucuteni anbot und gleich eine Kostenaufstellung mitschickte.¹⁹⁸ Von Götze befürwortet, genehmigte Wilhelm Bode die drei- bis vierwöchige Reise durch Serbien, Ungarn und Österreich, die alles in allem 760,00 Mark kosten sollte.¹⁹⁹ Sie kam aus verschiedenen Gründen nicht zustande und wurde auf das darauf folgende Jahr verschoben bzw. im März 1908 bis zum Dienstantritt des neuen Direktors storniert.²⁰⁰

Den erneuten Antrag Schmidts, die Balkanreise zu unternehmen, empfahl Schuchhardt dem Generaldirektor aufs wärmste und plädierte für eine Dauer von fünf bis sechs Wochen, damit auch eine Grabung auf

¹⁹⁵ Mötelfindt 1925 mit Schriftenverzeichnis 1890–1925. – Bezeichnenderweise ist Schuchhardt unter der großen Zahl illustrierter Autoren in dieser Festschrift für Alfred Götze nicht vertreten, ebenso wenig wie der Name Götze in der Tabula Gratulatoria der Festschrift Schuchhardt (Schuchhardt 1940) zu finden ist.

¹⁹⁶ Schmidt 1906.

¹⁹⁷ Schmidt 1907.

¹⁹⁸ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 958/07: „Kostenaufstellung: Fahrt Bukarest-Monteoru II. Kl. hin und zurück 20 Lei; Pferdewagen 15 Lei; Unterkunft und Verpflegung im Hotel 10 Lei; Tageslohn für Arbeiter 2,50 Lei + Bakschisch“.

¹⁹⁹ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 1626/07.

²⁰⁰ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 1700/08.

der Höhensiedlung Cucuteni in der oberen Moldau zustande käme. Die Reise Schmidts durch die unteren Donauländer dauert von Mitte September bis Ende Oktober. Sie war eine erfolgreiche Erkundungsfahrt, wie man die eigene Sammlung mit Funden aus diesen Gebieten bereichern könnte und verlief ganz im Sinne Schuchhardts, der seine alten Beziehungen in Rumänien spielen ließ. Zu Ausgrabungen kam es zu diesem Zeitpunkt noch nicht, aber „Durch die Fürsorge des Herrn Direktors Schuchhardt“ fanden erfolgreiche Verhandlungen statt, wie Schmidt in seinem aufschlussreichen Bericht am 4. November 1908 zu Papier bringt.²⁰¹ Im August 1909 wurde Schmidt, zum Ärger von Götze (s. o.), zum Kustos ernannt und im Herbst 1909 begannen die von Schuchhardt nachdrücklich unterstützen und von der Rudolf-Virchow-Stiftung mit 5.000 M finanzierten Grabungen in Cucuteni, worüber Hubert Schmidt am 11. Dezember 1909 unter „Balkanforschung. Bericht über eine von Anfang September bis Ende November 1909 in Rumänien, Ungarn, Bukowina und Galizien ausgeführte Reise“ berichtete.²⁰² Die Virchow-Stiftung finanzierte auch die zweite Grabungskampagne im Jahr 1910²⁰³ und überließ die Funde aus Cucuteni der Vorgeschichtlichen Abteilung als Geschenk.²⁰⁴ Sie wurden 1911 in einer Sonderausstellung im Schliemann-Saal des Völkerkundemuseums gezeigt.²⁰⁵

Schuchhardt förderte Schmidt, der nach eigenem Bekunden da weitermachen wollte, wo Schliemann aufgehört hatte, in allen Bereichen. Er befürwortete die Kontaktaufnahme seines Kustos mit Theodor Wiegand (1864–1936), Direktor der Preußischen Museen im Osmanischen Reich mit Sitz in Konstantinopel (Istanbul), hinsichtlich Grabungsunternehmungen in Mazedonien, die aufgrund einer längeren Erkrankung Schmidts 1911 nicht zur Ausführung kamen und im Jahr darauf wegen der unsicheren Lage in der Türkei sowie des inzwischen abgelaufenen Fermans der Hohen Pforte nicht mehr genehmigt wurden.

Ersatzweise beantragte Schmidt eine Reise durch Spanien, um seinen archäologischen Horizont zu erweitern, die er mit den Restmitteln in Höhe von 900

M aus der Cucuteni-Grabung zuzüglich eines Zuschusses von 500 M aus dem Museumsetat finanzieren wollte. Nach langem Hin und Her wurde die Reise genehmigt und Schmidt schreibt am 19. August 1912 auf dem Dienstweg an den Generaldirektor: „Leider gestattet mir mein Gesundheitszustand nicht, meinen ganzen Sommerurlaub für diese Reise [8 Wochen] zu verwenden, da ich vor Antritt derselben wegen nervöser Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit ca. 14 Tage für meine Erholung benötige, die ich an der See verbringen möchte. Ich bitte also gehorsamst mir von meinem Sommerurlaub nur 4 Wochen auf die spanische Reise geneigtest anrechnen zu wollen ...“²⁰⁶ Schmidt reiste schließlich am 7. September nach Spanien ab und fand sich nach einer mehrwöchigen Verlängerung erst am 2. Dezember wieder in Berlin ein, was ihm einigen Ärger bescherte. Als Ergebnis seines Berichts an Bode vom 16. Dezember 1912 aber stellte die Rudolf-Virchow-Stiftung 1913 für Grabungen in Spanien 3.000 M bereit.²⁰⁷

Im Rahmen seiner Balkanforschungen beantragte Schmidt erneut eine Forschungsreise. Sie wurde für September/Oktober 1914 mit finanzieller Unterstützung der Virchow-Stiftung genehmigt, konnte aber wegen des Ausbruchs des Weltkrieges nicht mehr durchgeführt werden.²⁰⁸ In Rumänien war Schmidt dann wieder – wie auch Schuchhardt – 1917 im Herbst tätig, wo er mit Mitteln von Professor Darmstädter und der Rudolf-Virchow-Stiftung unter Fortbezahlung der Dienstbezüge drei Monate durch Siebenbürgen und Ungarn reiste und Ausgrabungen in Saratu Monteoru westlich von Buzau/Buzeu (s. o.) durchführte. Die Ausbeute aus diesen Grabungen in den besetzten Gebieten gelangte in 19 Fundkisten per Bahn nach Berlin.²⁰⁹ Die Grabungen in Monteoru wurden 1918 fortgesetzt, wobei es zunehmend schwieriger wurde, die Einreiseerlaubnis durch die deutsche Etappenverwaltung im besetzten Rumänien zu erhalten und zudem in der beginnenden Inflation in diesen Gebieten die Zuwendungen die Reisekosten nicht mehr deckten. Schmidt sollte die Mehrkosten gemäß Entscheidung der Verwaltung der Königlichen Museen selbst tragen, was aber

²⁰¹ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 2452/08.

²⁰² SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 2677/09.

²⁰³ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 1177/11.

²⁰⁴ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 208/10.

²⁰⁵ Schmidt 1911.

²⁰⁶ SMB-PK/MVF, IA 21, Bd. 1, E 1308/12. – Zum „Urlaub“ vgl. Anm. 101.

²⁰⁷ Schmidt 1913.

²⁰⁸ SMB-PK/MVF, IA 14a, Bd. 1, E 1167/14.

²⁰⁹ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 26, E 513/17 mit Bericht vom 2.1.1918.

durch eine versteckte Intervention des Archäologie-begeisterten Deutschen Kaisers nicht notwendig wurde.²¹⁰

Ein wichtiges Betätigungsfeld Hubert Schmidts war, im Gegensatz zu Schuchhardt und Götze, die Lehre. Seit 1907 hielt er als Privatdozent an der Friedrich-Wilhelms-Universität Vorlesungen und Übungen ab. 1913 zum Professor ernannt, war der Museumsmann Schmidt stets um korrekte Beziehungen zum nur wenig älteren Universitätslehrer Gustaf Kossinna bemüht. Schmidt fand mit seiner Auffassung von Prähistorie zunehmend Anklang bei den Vertretern der Klassischen Altertumswissenschaften, was Kossinna umso mehr störte, da mit Schuchhardt auch noch ein Klassischer Archäologe die Leitung des größten deutschen Museums für Vor- und Frühgeschichte übernommen hatte. Folgerichtig verunglimpfte Kossinna die von Hubert Schmidt konzipierte neue Ausstellung im Völkerkundemuseum von 1908 und erwähnt auch dessen Lehrtätigkeit in der Chronik der Friedrich-Wilhelms-Universität mit keinem Wort. Schmidt führte seine Lehrveranstaltungen unter den Rubriken „Archäologie“ oder „Kunstwissenschaften“ im Völkerkundemuseum durch, dessen Sammlungen Kossinna seit 1908 kaum noch nutzte.

Nach 1920 lehrte Schmidt als unbesoldeter außerplanmäßiger Professor gleichberechtigt neben Kossinna und war in der Fakultät weitaus besser angesehen als sein Fachkollege, was sich auch in einer größeren Hörerschaft bemerkbar machte. Als er 1924 mit knapp 60 Jahren aufgrund der Notverordnungen bei den Staatlichen Museen in den Ruhestand versetzt wurde, konnte der Museumskustos i. R. seine karge Pension bis zu seinem Tod 1933 mit besoldeten Lehraufträgen auf dem Gebiet „Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Europa und dem Orient“ aufbessern.²¹¹

Nach dem Umzug des Museums in den Martin-Gropius-Bau 1921/22 und seiner Zwangspensionierung konzentrierte sich der Universitätsprofessor Schmidt auf die wissenschaftliche Auswertung und Veröffentlichung seiner Ausgrabungen in der Zeit vor und während des Weltkrieges. 1921 wurden ihm von dem Nürnberger Großindustriellen W. Rehlen, der auch die Neuaufstellung der Sammlung finanziell förder-

te, für die Drucklegung der Arbeiten über Cucuteni, Monteoru und den Silberfund von Craiova insgesamt 32.000 Mark zur Verfügung gestellt, die allerdings Opfer der Inflation wurden. Sein Spätwerk „Cucuteni in der oberen Moldau, Rumänien. Die befestigte Siedlung mit bemalter Keramik von der Steinkupferzeit bis in die voll entwickelte Bronzezeit“ kam kurz vor seinem Tod 1932 bei Walter de Gruyter u. Co. zur Edition.²¹² „Schmidt war eine schlichte, aufrechte und aufrichtige Natur; wenn auch mit den Jahren durch Krankheit und Enttäuschungen mannigfacher Art etwas verbittert und leicht zum Misstrauen gegen Fachgenossen geneigt. Junggeselle, nicht aus Grundsatz, sondern weil ihm das Ziel seiner Wünsche unerreichbar war; zog er sich mehr und mehr in die Studierstube zurück, ...“ charakterisiert Hans Seger aus Breslau Hubert Schmidt in seinem Nachruf.²¹³

Max Ebert (Abb. 15)

Der im Alter von nur 50 Jahren verstorbene Herausgeber des 14-bändigen „Reallexikon der Vorgeschichte“ und seit 1927 Nachfolger Kossinnas auf dem Lehrstuhl in Berlin²¹⁴ war von 1906 bis zum Kriegsausbruch 1914 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums angestellt. 1879 in Stendal geboren, studierte er im Vergleich mit Schuchhardt, Schmidt und Götze um eine Wissenschaftlergeneration jüngere Ebert germanische Philologie und Geschichte in Innsbruck, Heidelberg, Halle und auch einige Semester bei Kossinna in Berlin. Die Zeit bei den königlichen Museen hat anscheinend in starkem Maße die Konzentration seiner Forschungen auf Südrussland und das Baltikum bewirkt, wo Ebert nach dem Ersten Weltkrieg in Riga und in Königsberg bis zu seiner Berufung nach Berlin als ordentlicher Universitätsprofessor wirkte.

Im Juli 1910 stellte Ebert einen Antrag auf eine Dienstreise nach Österreich-Ungarn, die Balkanländer und Südrussland, um unveröffentlichte Materialien aus völkerwanderungszeitlichen Funden zu studieren. Sie wurde genehmigt, obwohl eigentlich A. Götze in der Vorgeschichtsabteilung für die völkerwanderungszeitlichen Funde aus Südrussland zuständig war, was wohl zu einem Zerwürfnis zwischen

²¹⁰ SMB-PK/MVF, IA 14, Bd. 27, E 303/18.

²¹¹ Grünert 2002, 277.

²¹² Mathes 1933.

²¹³ Seger 1932.

²¹⁴ Kieckebusch 1929.

dem Direktorialassistenten und dem wissenschaftlichen Hilfsarbeiter geführt hat. So bittet Ebert in einem Telegramm aus Südrussland Hubert Schmidt, der den Direktor vertritt, Grüße an Schuchhardt auszurichten. Götze wird dabei mit keinem Wort erwähnt. Über die „Studien- und Dienstreise nach Österreich, Ungarn, Rumänien, Serbien und Rußland vom 22. Juli bis 27. September“ liegt ein detaillierter Bericht vom 28. Oktober 1910 vor.²¹⁵ Demnach ist Ebert mit der Bahn über München, Zürich, Innsbruck, Wien und Mähren, wo er die Sammlung Červinka zwecks eventuellem Ankauf besichtigte, über Budapest, Belgrad und Bukarest nach Odessa und von dort mit dem Schiff nach Otschakow und dann wieder auf dem Landweg mit dem Pferdewagen 20 Werst bis zum Gut Maritzyn im Gouvernement Cherson gereist. Dort kam er, wegen der jeweils kurzen Aufenthalte in Museen und bei Antiquaren, erst am 12. August an und untersuchte am Ort in Monatsfrist etwa 35 Kurgane. Die Ausbeute samt den Plänen schickte er am 16. September in 15 neuen Holzkisten verpackt in vier Containern mit einem Gesamtgewicht von 500 kg von Odessa auf dem Seeweg über Hamburg nach Berlin. Er selbst fuhr am 17. über Wilna nach Riga, verbrachte den 23. bis 24. in der Sankt Petersburger Eremitage und kam über Thorn und Posen am 25. September um 19:27 Uhr im Bahnhof Friedrichstraße wieder in Berlin an.

Im Februar 1911 befürwortete Schuchhardt eine erneute, aus Haushaltsmitteln der Vorgeschichtlichen Abteilung finanzierte und von Bode genehmigte Ausgrabung auf Gut Maritzyn, was von Ebert „*gehorsamst zur Kenntnis*“ genommen wird, noch dazu wo die Aktion mit einem sechswöchigen Urlaub mit der Option auf Verlängerung verbunden war. Mit einem Reisekostenvorschuss von 700 M und einem Portefeuille von 1.000 M für eventuelle Ankäufe versehen (zur Erinnerung: das Monatseinkommen des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters betrug 125 M), trat Ebert seine Reise bereits am 27. Februar an, um von Triest aus mit dem Dampfer an die Schwarzmeerküste zu gelangen, weil er „*seine durch eine Influenza angegriffene Gesundheit für das raue Steppenklima durch eine Seereise durch das Mittelmeer*“ festigen wollte.²¹⁶

²¹⁵ SMB-PK/MVF, IA 19, Bd. 1, E 1465/10.

²¹⁶ SMB-PK/MVF, IA 19, Bd. 1, E 268/11.

²¹⁷ Ebert 1911a; 1911b; 1913a.

²¹⁸ Ebert 1913b.



Abb. 15: Max Ebert (1879–1929). Foto: Scherl, Archiv BGAEU.

Die wiederum erfolgreiche Ausgrabung auf Gut Maritzyn des Schweizer Staatsbürgers Ernest Jenny war im Mai abgeschlossen.²¹⁷ Im Reisebericht vom 6.9.1911 ist nachzulesen, dass die Grabung, ohne die Reisekosten Eberts, 296,13 Rubel gekostet hat. Darin sind enthalten die Tageslöhne für einen Arbeiter in Höhe von 1,25 Rubel (der Vorarbeiter bekam 1,50 Rubel) sowie das Verpflegungsgeld von 30 Kopeken. Die preußische Museumsverwaltung erstattete allerdings nur 284,33 Rubel, weil die Kosten für 950 Papyros (Zigaretten), Milch und Fett für Dr. Ebert aus der von Jenny gestellten Rechnung abgezogen wurden. Schwierigkeiten mit der Verwaltung gab es auch, weil der Ausgrabungsleiter keine Rechnungsbelege der Arbeiter beibringen konnte, da diese durchweg Analphabeten waren.

Für 1912 suchte Ebert erneut um einen achtwöchigen Urlaub nach, um seine Ausgrabungen in Südrussland fortzusetzen. Ziele waren das Gut Tatzino desselben Ernest Jenny im Mündungsgebiet von Don und Donez im Gebiet der Don-Kosaken, etwa 100 km nördlich der Stadt Taganroz, wo er Gräber der so genannten „Königsskythen“ untersuchen wollte, sowie eine skythische Siedlung in Kasatzkoe bei Cherson.²¹⁸ Auch dieses Unternehmen wurde von

Schuchhardt und Bode genehmigt, wobei die Sachverständigenkommission 1.000 M Vorschuss bewilligte, der im Verlauf der Grabungen vom 2. April bis 20. Juni 1912 nochmals um 500 M aufgestockt wurde.²¹⁹

Die erfolgreichen Ausgrabungen Eberts in Südrussland fanden ihren krönenden Abschluss in der Übergabe der Funde an die Vorgeschichtliche Abteilung. Die Annahme der Schenkung im geschätzten Wert von 15.000 bis 18.000 M wurde vom Ministerium für geistliche und Unterrichts Angelegenheiten genehmigt und Ernest Jenny, aus alter Schweizer Familie und mit reichem Grundbesitz in Russland versehen, ward mit der Verleihung des „*Roten Adler Orden 4. Klasse*“ geehrt.²²⁰

Fazit

Die Geschichte des heutigen Museums für Vor- und Frühgeschichte in der Spätzeit des Kaiserreiches und den frühen Jahren der Weimarer Republik war bestimmt durch die Persönlichkeit und das gesellschaftliche Umfeld Carl Schuchhardts. Sein Name steht in Berlin für den Paradigmenwechsel von der naturwissenschaftlichen zur historischen Auffassung der prähistorischen Archäologie sowie der ideellen Loslösung von der Anthropologie und Ethnologie. In der Ära Schuchhardt, den Jahren zwischen 1908 und 1925, wurde die Vorgeschichtliche Abteilung des Völkerkundemuseums de facto zu dem Museum für Vor- und Frühgeschichte. Bedeutsam für diese, durch den Weltkrieg verzögerte Entwicklung war die Neuaufstellung der Sammlung von 1908 und schließlich der Umzug der Abteilung in den Martin-Gropius-Bau, in dem die noch vor Beginn seiner Amtszeit formulierte Konzeption für die Darstellung der alteuropäischen Vorgeschichte umgesetzt wurde. Dass dies gelingen konnte, ist in hohem Maße auf die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen des Direktors zurückzuführen. Zum Kreis der Klassischen Archäologen um Alexander Conze gehörend, mit den Geschichts- und Altertumsvereinen verbunden und, trotz anderer Wissenschaftsauffassung als deren alte Garde, in die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte integriert, vom Generaldirektor der königlichen Museen protegiert und sogar vom Deutschen Kaiser wahrgenommen, gewann er für das Museum europäisches Profil.

Im historischen Rückblick darf dabei die Antipathie zwischen den beiden prominentesten Vertretern der Berliner Vor- und Frühgeschichtsszene als Glücks-

fall gewertet werden. Schuchhardt – obwohl ein Mann von deutsch-nationaler Gesinnung, aber mit weitem Horizont – und mit ihm das Museum, glitten in der Zeit der Weimarer Republik nicht in das von Kossinna und seinen Ideen beflügelte völkische Lager ab. Im Gegenteil, der gegen den heftigen Protest Kossinnas zum Nachfolger im Amt des Direktors ernannte, wiederum Klassische Archäologe Wilhelm Unverzagt konnte aufgrund der von Anfang an engen Beziehungen zur Römisch-Germanischen Kommission lange der Umklammerung durch den Reichsbund für deutsche Vorgeschichte widerstehen.²²¹

Dank des wissenschaftlichen Impetus des Direktors und seiner Mitarbeiter sowie der finanziellen Förderung durch Mäzene, Stiftungen und Vereine, die sogar noch in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg anhielt, konnten die Fundbestände qualitativ durch Ankäufe, Schenkungen und Ausgrabungen wiederum vermehrt werden, so dass die Vorgeschichtliche Sammlung seit ihrem Umzug in ihr neues Domizil zu einer der bedeutendsten in Europa wurde.

Verluste waren nach dem Versailler Friedensvertrag in geringerem Maße eingetreten, wobei die allerdings erst nach der Pensionierung Schuchhardts erfolgte Abgabe der „Sammlung Diergardt“ nach Köln für Deutschland – heute – als Glücksfall angesehen werden kann, denn sonst wären auch diese Goldfunde 20 Jahre später nach Moskau abtransportiert worden. Als Nachteil für die Entwicklung der Sammlung nach dem Ersten Weltkrieg müssen allerdings die eingeschränkten Erwerbungsmöglichkeiten aus dem Kunsthandel sowie die Eingrenzung des Sammlungszuwachses aus Ausgrabungen im eigenen Land gesehen werden. Hierfür sind nicht nur die finanziellen Engpässe bei den Staatlichen Museen, sondern vor allem die nunmehr immer effektiveren Denkmalschutzgesetze der preußischen Provinzen, an denen Schuchhardt selbst federführend mitgewirkt hat, der deutschen Länder und des europäischen Auslandes ursächlich.

Heute, nach 80 Jahren, ist die „Ära Schuchhardt“ Geschichte. Vieles von dem, was damals erworben wurde, ging am Ende des Zweiten Weltkrieges verloren oder wird immer noch als Kunstbeute in Russland zurück gehalten. Ähnlich verhält es sich partiell

²¹⁹ SMB-PK/MVF, IA 19, Bd. 1, E 505/12.

²²⁰ SMB-PK/MVF, IA 19, Bd. 1, E 842/12.

²²¹ Vgl. Beitrag Bertram, Unverzagt, in diesem Band.

mit dem wissenschaftlichen Werk Schuchhardts. Seine bekanntesten und populären Publikationen, vom Inhalt her die Ergebnisse seiner vielen Reisen, die sein Wirken von Anfang an prägten, waren schon zu seiner Zeit, vor allem bei den „Prähistorikern“, in der Kritik. Sie zeichnen großräumig ein Bild der europäischen Vorgeschichte, die individuell und manchmal willkürlich interpretiert wurde. Heutzutage sind diese Publikationen bestenfalls noch von forschungsgeschichtlichem Interesse, was allerdings nicht für seine Burgwallforschungen gilt und auch seine Leistungen nicht schmälert. Dennoch waren es gerade die populären Bücher, die den Ruf Schuchhardts als großer Wissenschaftler in der Öffentlichkeit begründeten. Hubert Schmidt hingegen – wie Schuchhardt Klassischer Archäologe mit ähnlichen Intentionen, nämlich den Verbindungen zwischen Europa und dem Balkanraum verpflichtet – musste sich bei seiner Stellung im Museum mehr an das konkrete Material halten, was dem Nachwirken seiner Veröffentlichungen zu Gute kam. Max Ebert, gelernter Germanist, besuchte zu seiner Qualifizierung einige Lehrveranstaltungen Kossinnas, wurde in seiner Wissenschaftsauffassung in den Jahren zwischen 1908 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges aber hauptsächlich durch die Zusammenarbeit mit C. Schuchhardt, H. Schmidt und vor allem A. Götze geprägt und machte mit seinen Grabungen in Südrussland auf sich und das Museum aufmerksam. Er kehrte als arrivierter Prähistoriker, Herausgeber des „Reallexikons der Vorgeschichte“

und persönlicher Ordinarius für Vorgeschichte über Königsberg 1927 nach Berlin zurück. Der von Kossinna nicht gewünschte Nachfolger im Amt an der Friedrich-Wilhelms-Universität verstarb 1929, 50-jährig, viel zu früh und machte mit seinem Tod den Weg frei für die Berufung des „völkisch“ orientierten Hans Reinerth.

Am längsten diente Alfred Götze dem Museum. Mit einem prähistorischen Thema promoviert, vom Direktor über Jahre hinweg in seiner Entfaltung unterdrückt und nicht zuletzt deshalb mit Kossinnas Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte verbunden, wirkt sein wissenschaftliches Lebenswerk im Fortgang der Forschung am stärksten bis heute fort.

Wenn auch nur noch in Rudimenten erkennbar, trug das wissenschaftliche Kollegium der Vorgeschichtlichen Abteilung des Völkerkundemuseums mit seinen reichen Beständen entscheidend zur Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Forschung und zur gesellschaftlichen Akzeptanz des Faches bei. Schuchhardt und mit ihm Hubert Schmidt und noch mehr Max Ebert, sind in der Rivalität mit Gustaf Kossinna bedeutende Vertreter des Faches in Berlin, das gerade in dieser Ära seine ambivalente Ausprägung im Spannungsfeld zwischen Internationalität und völkischer Beschränktheit erfahren hat. Ohne Zweifel war der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Carl Schuchhardt der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort, wie das Wilhelm von Bode schon 1908 konstatiert hat.